FELICIE,

das Mädchen aus dem fünften Stocke.

Von

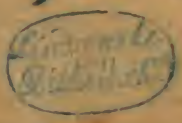
Ch. Paul de Kock.

Uebersetzt

von

Dr. H. F. W. Rödiger.

„Die Wahrheit thut nicht so viel Gutes in der Welt, wie der Schein der Wahrheit schadet."
Larochefoucault.



Erster Theil.

Pest und Wien, 1857.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Ein Haus in der Vorstadt Montm

Es war ein sehr großes, ziemlich hübsches
zwei Kaufläden auf beiden Seiten der Einfahrt.
ein Geflügelhändler, der seine Waare nicht nur r
auch gebraten, und zwar sehr theuer verkaufte;
Pastetenbäcker, der aber außer Pasteten und sonsti
werk auf Verlangen ein vollständiges Diner liefe
also zugleich Speisewirth. Aber in Paris werden
wandte, oft sogar ganz verschiedene Gewerbe zu
worfen: der Bäcker macht Pastetchen, die Obsthän
kauft Chocolade, der Krämer ist zugleich Papierh
Liqueurfabrikant fabricirt auch Wein, und der Fle
delt mit Bouillontafeln.

Das Haus hatte also eine Einfahrt, dann
langen als breiten Hof, in welchem man einen
angelegt und Weinstöcke gepflanzt hatte, um ihm
ches Aussehen zu geben; aber der Versuch war
lungen. In Paris gedeihen die Gärten schlecht,
ihnen zu wenig Luft gibt: die Quadersteine haben
das Grün verdrängt; es mag wohl einträglicher
es ist bei weitem nicht so wohlthuend für das Aug
so gut für die Gesundheit. Man wird mir vielleic

Digitized by Google

den: Wenn Sie grüne Bäume und Rasen sel
gehen Sie auf's Land und quartieren Sie sich
ris ein. Das ist wohl wahr; aber man hat
großen Städten Platz für Bäume gelassen; i
Beispiel hat jeder »Square« sein kleines Ge
schadet der Schönheit des Platzes durchaus ni
freilich die Boulevards, eine herrliche Prome
ihres Gleichen hat, obschon die Bäume nicht
ben heranzuwachsen; aber — doch das würd
führen. Bleiben wir lieber in dem Vorstadth

Es war zu viel gesagt, wenn ich behau
ten Hofe komme nichts fort: in einem Winke
etwa fünfzehn Fuß im Gevierte haltender, m
gen hölzernen Gitter eingeschlossener Ra
Mitte eine Fichte von bescheidener Höhe veget
Baum schien mehr in das Steinpflaster einge
Erde gepflanzt zu seyn; aber da die Fichten
selbst wenn sie abgestorben sind, immer grün
war man wohl zu der Vermuthung berechtig
Wurzel geschlagen habe. Einige Capuzinerbl
nicht ohne Mühe unter zwei Fenstern des E
gaben diesem kleinen Hofe vollends das Aus
unglückten Gartens. Der vergitterte Winkel
geschoß, in welchem sich eine Knabenschule
diesem »Garten« — wie der Schulmeister d
— durften die Zöglinge in den Freistunden
jedoch mit dem ausdrücklichen Verbot, nicht
zu verwüsten: ein Verbot, welches einer V
unähnlich war; aber da die Zöglinge selten
Jahre waren, so erlaubten sie sich keine Ver
sen Gegenstand.

Digitized by Google

nd Rasen sehen wollen. so
ren Sie sich nicht in Pa-
man hat doch in vielen
zelassen; in London zum
kleines Gebüsch, und dies
rchaus nicht. Paris hat
je Promenade, die kaum
me nicht immer Zeit ha-
as würde mich zu weit
Vorstadthause.
h behauptete, im zwei-
Winkel links war ein
der, mit einem niedri-
r Raum, in dessen
vegetirte. Der arme
eingekeilt, als in die
jten von rechtswegen,
grün seyn müssen, so
htigt, daß diese hier
erblumen, die man
Erdgeschoßes zog,
usehen eines ver-
el gehört zum Erd-
befindet; - und in
en Winkel nannte
spaziren gehen,
s anzurühren und
rhöhnung nicht
älter als sieben
rfung über die-

Die Aufzählung der Bewoh
ginnt natürlich mit dem Hausmei
mit der Hausmeisterin, deren Spel
gebäudes gegenüber war. Sie hat
alter durchlebt und besaß manche
schaften: sie hatte weder eine spr
Papagei, und hielt ein kluges Ma
über die Hausbewohner; Vormitt
auf das Mittagessen, und Nachmi
gerichtet. Bei dieser Sorge für de
manchmal einen erhaltenen Auftr
nicht an Alles denken, und wen
schlüssig ist, mit was für einer S
zubereiten soll, so kann sie wohl
und Bestellungen zu machen.

Diese Feinschmeckerin heißt
eine recht hübsche Nichte, welch
wenn die Tante ausgeht; aber di
der Nachbarschaft, die Tante hat
zukaufen, und während dieser
selbst hüten.

Den ganzen ersten Stock
mit seinen Arbeitern und Comm
nur elegante Gegenstände verferti
mit vornehmen Leuten zu thun,
sehr großartig, und seine Frau h
londame.

Im zweiten Stock sind zwe
der einen ist ein renommirter, v
ein Mann von fünfundvierzig Je
der Tafelfreuden und des Spiels

enthusiast. Mit dreißig Jahren ist es ihm eingefallen, spielen zu lernen: er hat sich eine »Amati« gekauf Lehrer genommen und täglich drei bis vier Stunden Diese Zeit raubte er natürlich seinen Patienten, wel vielleicht nicht schlechter dabei befanden. Endlich hat Doctor so weit gebracht, daß er in einem Pleyel'schen tett ziemlich schlecht mitspielt; aber er studirt zur V lung seiner Nachbarn immerfort, und dieser Mann, schöne Curen gemacht hat und bei weitem mehr von d neikunde als von der Musik versteht, fühlt nicht die Befriedigung, wenn er einen Patienten gerettet hat, ist entzückt, wenn man zu ihm sagt:

»Ich habe Sie Geige spielen hören . . . Sie hab famösen Bogenstrich! . . . .«

Diese Schmeicheleien werden ihm fast nur von Collegen gesagt.

Neben ihm wohnt seit kurzem eine berühmte T welche viel Talent und viele Anbeter hat, viel Geld und viele Schulden macht. Sie bezahlt zweitausend Miethzins.

Als sie einzog, war man durch die Pracht ihrer E tung geblendet. So zierliche, elegante Meubles waren nie ins Haus gekommen. Madame Ador bewunderte Allem die mit Porzellan gefütterte Casserole, und ihre betrachtete staunend eine »Psyche« mit vergoldetem un lirtem Rahmen.

Mademoiselle Cypriane drückte der Hausmeisterin Zwanzigfrankenstück in die Hand. Madame Ador machte tiefen Knix und spitzte die Ohren, als die Tänzerin m voller Herablassung sagte:

»Liebe Frau Hausmeisterin, Sie wisse

Digitized by Google

ist es ihm eingefallen, Violin
ine »Amati« gekauft, einen
ei bis vier Stunden gespielt.
einen Patienten, welche sich
Fanden. Endlich hat es der
in einem Pleyel'schen Quar-
er er studirt zur Verzweif-
und dieser Mann, der sehr
i weitem mehr von der Arz-
ht, fühlt nicht die mindeste
ienten gerettet hat, aber er

gt:
hören . . . Sie haben einen

ihm fast nur von seinen

eine berühmte Tänzerin,
er hat, viel Geld ausgibt
zahlt zweitausend Francs

h die Pracht ihrer Einrich-
te Meubles waren noch
Ador bewunderte vor
Kasserole, und ihre Nichte
mit vergoldetem und cise-

der Hausmeisterin ein
adame Ador machte einen
s die Tänzerin mit huld-

:en, wenn Jemand

nach Mademoiselle Cypriane
Blumensträuße . . . oder son
ist es an mich «

»Ja, ja, ich weiß schon
kannt . . . berühmt, wollte ic
nen gehört . . . und meine Nic
Oper geht, hat das Glück ge
Oper zu sehen, wo nicht gesp

»Wohl möglich . . . Abe
Hausherrn nicht gesehen; er

»Nein, er wohnt in der
andern von seinen Häusern . .

»Sie können leicht denke
die Rue Mouffetard zu gehen
würdiger Mann?«

»Er ist ein sehr dicker He
und einem Neufundländerhund
in Zucker machte . . . nich
Mouton . . .«

»Thun Sie mir den Ge
rin, »ersuchen Sie Herrn
Name! . . . wer so heißt, kan
ersuchen Sie ihn, meine Quitt
dame Patinosky« auszustellen

»Was, Sie haben mehr

»Nein! das nicht: Mada
Freundin, die bei mir wohnt,
ist; denn sie hat ein prächtiges
ein Schloß . . . es wäre nicht
Patinosky nicht in ihrer Villa
sagen: in ihrem Palast, denn

Digitized by Google

von Marmor und Porphyr . . . diesen reizenden Aufenthalt verläßt sie oft, um bei mir zu wohnen, und es wäre mir aus Familienrücksichten lieb, daß diese Wohnung unter dem Namen meiner Freundin vermiethet bliebe . . . In Paris kommt ja so etwas täglich vor, und Sie sollten sich gar nicht darüber wundern . . . es kann Ihnen ja ganz gleichgiltig seyn; die Einrichtung bürgt mehr als hinlänglich für den Miethzins, der Hausherr hat daher nichts zu fürchten.«

»Ja, das ist wahr, Euer Gnaden sind wie eine Prinzessin eingerichtet.«

»Alles was mich umgibt, muß schön seyn. Es bleibt also bei der Abrede, nicht wahr?«

»Ich habe Herrn Mouton freilich schon gesagt, die Wohnung im zweiten Stocke sey vermiethet an eine berühmte Tänzerin, Mademoiselle Cypriane.«

»Das thut nichts; Sie sagen ihm jetzt: die Wohnung sey an eine andere Person vermiethet . . . Es bleibt also dabei: meine Wohnung ist an Madame Patinosky vermiethet . . . Adieu, liebe Frau, ich werde für Sie sorgen.«

Die schöne Cypriane entfernte sich. Madame Ador, die eben Sauerkraut kochte, hatte nach einer Stunde den Auftrag der Tänzerin vergessen.

Wir gehen eine Treppe weiter hinauf. Im dritten Stockwerke sind die Wohnungen kleiner, denn es sind deren drei. In der einen wohnt ein Staatsschuldencassenbeamter mit seiner Frau; ein sehr ruhiges Paar, das weder Hunde noch Katzen hält und keinen Lärm macht. Der Mann geht jeden Morgen um neun Uhr in sein Amt und kommt um ein Viertel auf sechs wieder nach Hause; die Frau geht um die

Digitized by Google

ten, und da ſie nicht ſelbſt kochen will, ſo läßt ſie das Diner von dem Speiſewirth im Hauſe bringen.

Daneben wohnen zwei Damen, Mutter und Tochter, die Mutter iſt Witwe von ihrem dritten Manne; ſie würde es gern mit einem vierten verſuchen, aber da ſie den Sechzigern nahe iſt, ſo wird ſie wahrſcheinlich Witwe bleiben. Die Tochter iſt ebenfalls Witwe; ſie hat erſt einen Mann gehabt, aber ſie ſcheint gern in die Fußſtapfen ihrer Mutter treten zu wollen. Es gibt Familien, in denen die Ehemänner eben ſo ſchnell verſchwinden, wie ſie erſchienen waren.

Eine Thür weiter wohnt ein einzelner alter Herr mit ſeiner Haushälterin. Herr Bugler iſt ein Deutſcher, der ſich mit einem hübſchen Vermögen zur Ruhe geſetzt hat. Er weiß aber nicht was er mit ſeinem Gelde anfangen ſoll. Er iſt nicht übermäßig ſparſam; aber er hat ſein ganzes Leben hindurch gearbeitet und weiß nun weder ſeine Zeit noch ſeine Einkünfte gehörig zu verwenden. Er geht, mit der Cigarre im Munde, Stunden lang am Boulevard Montmartre auf und ab, bleibt von Zeit zu Zeit ſtehen, um die Leute anzuſchauen, und wenn ihn ein Freund anredet, ſo ſagt er in ſeinem breiten Franzöſiſch: »Ich lankfeile mich . . . ich hape nichts zu thun; es iſt zum Verzweifeln!«

Im vierten Stocke ſind Junggeſellenwohnungen. Links wohnt Gaſton Durandal, ein hübſcher junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, von mittlerer Größe, kaſtanienbraunem Haar, ſanften, ſogar etwas ſchüchternen Geſichtszügen, die jedoch mehr Ausdruck bekommen, wenn er ſich ein Herz faßt und ſich vornimmt, ein Mann zu ſeyn. Seine großen blauen Augen getrauten ſich noch nicht, einen weiblichen Gegenſtand lange zu betrachten, obgleich oder vielleicht eben weil er ſich zu dem ſchönen Geſchlecht hingezogen fühlt; trotzdem

Digitized by Google

iſt er heiter, freundlich, witzig, ein trefflicher Geſellſchafter.

Gaſton iſt erſt ſeit achtzehn Monaten in Paris. Er hat nach dem Tode ſeiner Eltern ſeine Vaterſtadt Orleans verlaſſen, um in Paris einen berühmten Namen zu ſuchen und ſein Glück zu machen; denn er war ſchon ein Stück von einem Poeten und zählt auf ſeine Feder und auf das Theater, um den Parnaß zu erſteigen. Da dies aber keineswegs leicht iſt, ſo beſchränkt er ſich vor der Hand auf andere Dinge, die man mit dreiundzwanzig Jahren in Paris leichter findet.

Neben Gaſton Durandal wohnt Alexander Grandmoulin. Dieſer iſt ſechsundzwanzig Jahre alt, weder ſchön noch häßlich von Geſicht, aber groß, ſtark und gut gewachſen. Weit entfernt von dem ſchüchternen Weſen ſeines Nachbars Gaſton, hat Alexander eine unternehmende Haltung und einen kühnen, herausfordernden Blick und ſeine ſchwarzen Augen, die er ſo weit als möglich aufreißt, treiben jungen Damen oft das Blut in die Wangen. Er meint, man müſſe wie ein Eiſenfreſſer ausſehen, um Eroberungen zu machen; er iſt indeß weder geckenhaft noch anmaßend, und abgeſehen von einigen aus ſchlechter Erziehung herrührenden Mängeln war er ein ſehr guter, gefälliger Menſch.

Alexander Grandmoulin iſt Waarenmäkler, aber bei ſeiner angebornen Trägheit und Sorgloſigkeit opfert er die Geſchäfte nur zu oft dem Vergnügen. Er iſt ein leidenſchaftlicher Flaneur, ein unverbeſſerlicher Schläfer; er kleidet ſich gern nach der neueſten Mode, aber er hat es nicht ſo weit gebracht, ſich eine Taſchenuhr, nicht einmal eine ſilberne, kaufen zu können. Zum Glück iſt ſein Fenſter auf der Mittagſeite, und er hat einen Sonnenzeiger mit dem Zifferblatt an

Digitized by Google

der Wand angebracht. Dieſe ſinnreiche Vorrichtung zieht er zu Rathe, wenn er ein Stelldichein hat.

Neben ihm wohnt Alcibiade Collinet, ein kleiner Menſch mit röthlichbraunem Haar und verſchmitztem Geſicht: ſein Blick erinnert an einen Fuchs, ſein Lächeln an einen Affen. Seine Manieren ſind honigſüß, wie ſeine Worte. Er iſt etwa von demſelben Alter wie der große Alexander, aber obgleich er auch ziemlich genußſüchtig iſt, ſo vernachläſſigt er doch nicht die Arbeit; er iſt Schreiber bei einem Advocaten, aber ſein Sinn ſteht nach höheren Dingen, und es iſt kaum zu bezweifeln, daß er ſeinen Zweck erreichen wird.

Collinet iſt in beſchränkten Umſtänden, er beſitzt eine Uhr, aber er trägt einen und denſelben Paletot ungebührlich lange; man könnte glauben, er möge ſich nicht davon trennen, aber der Paletot trennt ſich von ihm.

Es iſt noch eine vierte Thür da: ebenfalls eine Junggeſellenwohnung; aber die Inhaberin desſelben iſt eine Dame, welche die Nachbarſchaft der drei jungen Leute nicht gefürchtet hat.

Die Dame, welche ſich Montenlair nennen läßt und nur fünfunddreißig Jahre alt ſeyn will, obgleich ſie älter als vierzig Jahre ausſieht, war vormals Schauſpielerin und hat in Folge von Cabalen, welche ihr durch den ungeheuern Applaus des Publicums bereitet wurden, die Bühne verlaſſen.

Sie iſt eine Brünette, welche vielleicht einſt ſehr pikant war, aber ſeit langer Zeit eine zu große Freundin von Tabak und Kirſchwaſſer iſt. Jetzt iſt ſie in Haltung und Benehmen ſehr ungezwungen, übrigens äußerſt gefällig und zuvorkommend gegen ihre Nachbarn.

Die drei jungen Leute waren bald Freunde geworden: die Jugend macht ja ſo ſchnell Bekanntſchaft, ſie glaubt nur

Digitized by Google

von Freunden umgeben zu seyn; leider kommt die Erfahrung früh genug, um sie zu enttäuschen.

Madame Montenlair, welche als Garçon lebte, war dem Beispiel der jungen Leute gefolgt: sie wünschte alle Förmlichkeiten zu beseitigen und wenn ihre Nachbarn gewollt hätten, würde sie sie geduzt haben.

Wir kommen in den fünften Stock, der einen langen Gang bildet. Außer den Schlafkammern der Dienstboten befindet sich hier eine kleine Wohnung, bestehend aus einem Zimmer und einem geräumigen Cabinet. Diese Wohnung ist an ein sehr gut empfohlenes junges Mädchen vermiethet.

Die Bewohnerin heißt Felicie. Sie hat rabenschwarzes Haar und feurige, schalkhafte braune Augen, dabei ein Stumpfnäschen und einen fast beständig lächelnden Mund, welcher zwei Reihen blendend weißer Zähne sehen läßt. Felicie ist weder zu groß noch zu klein, aber sehr schön gewachsen; ihre Taille ist schlank, ihr Fuß schmal und schön geformt.

Sie weiß nicht, daß sie hübsch ist; sie kokettirt nicht und spielt nicht die Spröde, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ihr ganzes Wesen ist einfach, offen, natürlich; in ihrem Benehmen ist nichts Gemachtes, Gezwungenes; sie versteht wie eine junge Dame vom Stande in einen Salon zu treten.

Der Leser kennt jetzt das Hauptgebäude. Das zwischen den beiden Höfen befindliche, weit kleinere Hintergebäude war nicht elegant. Die Treppe war schmal und ziemlich unsauber, und die Bewohner waren größtentheils verheirathete Handwerker oder kleine Beamte mit zahlreicher Familie. Das letzte, hinter dem zweiten Hofe befindliche Haus hatte nur ein Erdgeschoß und ein Stockwerk: im Ganzen drei Wohnungen. Den ersten Stock bewohnte eine Putzwäscherin mit

Digitized by Google

ihren Arbeiterinnen, im Erdgeſchoß wohnte auf der einen Seite ein Flickſchneider und auf der andern Monſieur Loupart, ein Mann von fünfzig Jahren, lang und mager, wie eine Hopfenſtange. Er nannte ſich Magiſter der freien Künſte und hielt eine Knabenſchule, vor welcher ſich der kleine vergitterte Garten befand.

II.

Eine Dame, die Feuer hat.

Wir ſind im Jahre 1835, am Ende des Octobers; es iſt neun Uhr Abends und nicht warm.

Alexander Grandmoulin öffnet ſeine Thür und tritt in ſehr nachläſſigem Anzuge, ohne Halstuch, mit aufgeknöpfter Weſte und losgemachten Hoſenträgern auf den Gang; man ſieht ihm an, daß er eben aus dem Schlafe erwacht iſt. Er ſtreckt die Arme aus und ruft mit einer Stentorſtimme:

»Heda! wer hat Feuer in der Nachbarſchaft? Ich bin ganz erſtarrt. Dieſer Herbſt iſt dem Winter ſo gleich, wie ein Waſſertropfen dem andern. Keine Antwort. Iſt denn Niemand zu Hauſe?«

Eine der andern Thüren thut ſich auf und Madame Montenlair ſteckt zuerſt den Kopf, dann einen Arm heraus. Ihre Hand hält ein Licht, weil die Treppe nur bis zum zweiten Stock beleuchtet iſt; die übrigen Hausbewohner, welche höher ſteigen müſſen, haben das Recht, ſich beim Nachhauſekommen die Naſe zu zerſchlagen.

»Was gibt's denn?« ſagt die Nachbarin. »Ach! ich

Digitized by Google

glaube, es ist Monsieur ...der. Wünschen Sie etwas, Herr Nachbar?«

»Entschuldigen Sie, verehrteste; ich würde gewiß nicht die Kühnheit gehabt haben, Sie herauszurufen; ich meinte meine Freunde, aber sie scheinen nicht zu Hause zu seyn. Wie viel Uhr ist es denn? Meine Sonnenuhr geht heute nicht; die Sonne ist aus ihrem Geleise gekommen.«

»Es ist neun Uhr.«

»Neun Uhr! nicht möglich! dann wäre es ja Zeit zu speisen.«

»Wie, Sie haben noch nicht gespeist?«

»Mein Gott! nein; ich will Ihnen sagen, wie das zugegangen ist; als ich um fünf Uhr von der Börse kam, war ich etwas müde, ich warf mich auf mein Bett, ich schlummerte ein, und würde gewiß noch schlafen, wenn mich die Kälte nicht geweckt hätte; Sie kennen ja das Sprichwort: Qui dort dine ... Haben Sie Feuer in Ihrem Zimmer, Nachbarin?«

»Allerdings, junger Herr, ich lasse das Feuer nie ausgehen.«

»Diable! Sie machen's also wie die Vestalinnen.«

»Kommen Sie nur, Sie Unhold, und wärmen Sie sich. Wenn ich nicht schon gespeist hätte, würde ich Sie einladen, mein Gast zu seyn; aber mein einfaches Mahl ist verzehrt; ich hatte eine Gänsekeule, aber sie ist vertilgt.«

»Sie sind zu gütig, ich nehme Ihr Feuer an, das genügt mir. Aber zuvor erlauben Sie mir, daß ich mich in eine präsentable Verfassung versetze.«

Digitized by Google

glaube es nicht.«

Während der große Alexander in der Eile etwas Toilette macht, thut sich eine andere Thür auf. Es ist Gastons Thür. Der junge Poet erscheint mit einer Feder im Munde und mit einem Lichte in der Hand.

»Mich dünkt, man hat gerufen,« sagt er. »Ah! Du bist's, Alexander!«

»Fürwahr, sehr artig und zuvorkommend!« erwiedert Alexander. »Ich rufe schon seit zehn Minuten, nicht wahr, Madame Montenlair? und jetzt kommt er zum Vorschein! Du hast also auch geschlafen?«

»Ich, schlafen! O nein, ich habe gearbeitet, ich war im Feuer der Composition, ich arbeite an einem dreiactigen Vaudeville.«

»Für welches Theater, Herr Gaston?«

»Mein Stück steht jedem Theater zu Diensten. Sie begreifen, ein Anfänger muß nehmen, was ihm geboten wird.«

»Sie werden mir doch Eintrittskarten geben?«

»Das versteht sich; leider sind wir noch nicht so weit.«

»Laß dein Meisterwerk ein Weilchen ruhen, Gaston. Hast Du Feuer in deinem Zimmer?«

»Feuer? nicht die Probe ... warum?«

»Ich würde dann unsere Nachbarin nicht belästigen, sie hat Feuer ... sie läßt es nie ausgehen, wie sie versichert; komm, wir wollen uns bei ihr wärmen, Du hast diesen Abend genug gearbeitet.«

»Ich war eben im Zuge.«

»Bah! Du bist immer im Zuge. Nachbarin, Sie erlauben doch, daß er sich auch an Ihrem Feuer wärme?«

»Sie wissen ja, daß er ebenfalls Zutritt bei mir hat.«

Digitized by Google

»Nehmen Sie ſich in Acht, Madame Montenlair; er könnte die Erlaubniß mißbrauchen.«

»Schweigen Sie, Unhold. Meine Herren, ich will mein Feuer ſchüren, ich erwarte Sie.«

Madame Montenlair eilt in ihre Wohnung, und Alexander ſagt zu Gaſton, der ſeine Feder anſchaute:

»Du würdeſt gewiß lieber freien Eintritt in der Oper haben, als bei der Nachbarin. Sie iſt übrigens eine gute Haut. Haſt Du Collinet dieſen Abend nicht geſehen?«

»Nein, ich habe ihn nicht geſehen.«

»Sein Advocat iſt im Stande, ihn bis zehn Uhr arbeiten zu laſſen! Es iſt aber auch ein ſonderbarer Einfall, zu einem Advocaten zu gehen!«

In dieſem Augenblicke hört man auf der Treppe ein Studentenlied pfeifen und bald kommt ein kleiner Rothkopf zum Vorſchein.

»Da iſt er ja, der kleine Rechtsverdreher,« ſagt Alexander, an das Treppengeländer tretend. »Komm doch, ich wette, Du biſt auf wilden Wegen geweſen.«

Der kleine dürre Rothkopf tritt, eine Papierrolle unter dem Arm tragend, vor ſeine beiden Freunde hin.

»Was ſehe ich,« ſagt er lächend, »iſt der Vorplatz jetzt euer Geſellſchaftszimmer?«

»Wir wollten eben zu Madame Montenlair gehen u uns wärmen.«

»So, ſie hat alſo Feuer! das iſt ſchön; es iſt heu' kalt, und in der Kanzlei wird vor Allerheiligen nicht meine Finger ſind ganz erſtarrt.«

»Und dein Paletot wird auch nicht ſehr war

»Warum nicht? er iſt doch ſehr weit.«

»Ja wohl, aber er muß ſchon ſehr betag'

Digitized by Google

»Ich kann mir nicht alle Tage neue Kleider kaufen,« erwiederte der Rothkopf. »Kommt, Freunde, wir wollen uns wärmen.«

»Einen Augenblick Geduld. Habt Ihr geſpeiſt?«

»Allerdings.«

»Ich auch: mich dünkt, ich bekomme ſchon wieder Appetit.«

»Aber ich habe noch nicht geſpeiſt.«

»Warum nicht? Es iſt ja ſchon ſpät.«

»Warum? Aus mehren Gründen, und der allertriftigſte Grund war, daß ich kein Geld hatte.«

»Ich glaubte, Du hätteſt Credit im Gaſthauſe?«

»Ja wohl, aber vor einigen Tagen ſetzte man mir ein Haſenpfeffer vor, in welchem ich einen aus Verſehen nicht zerſchnittenen Katzenſchweif fand; ich muß geſtehen, daß mir dieſe Entdeckung das Gaſthaus verleidete.«

»Warum biſt Du nicht zu mir gekommen? Ich hätte Dir fünf Franken geborgt,« ſagte Gaſton.

»Lieber Freund, ich weiß, daß Du keine Aehnlichkeit mit einer Ameiſe haſt; ich habe Dich ſchon oft angepumpt und bin Dir ſogar noch Geld ſchuldig.«

»Verlange ich es denn von Dir?«

»Nein, Du verlangſt es nicht, und Du haſt vollkommen Recht, discret gegen mich zu ſeyn . . . denn jetzt würde es Dir gar nichts nützen . . . Ich will Dir aber nicht zur Laſt fallen: Du biſt ja auch kein Cröſus; Du verzehrſt was Du mit nach Paris gebracht haſt, und vertröſteſt Dich auf die Theater oder Buchhändler. Armer Gaſton! ſchone deine Börſe. An Collinet habe ich mich noch gewandt, weil er es wie die Ameiſe macht.«

»Kann man denn Andern borgen, wenn man ſelbſt

seine liebe Noth hat? Du sagst ja selbst, ich solle mir einen neuen Paletot kaufen . . . ich kenne solche Leute . . .«

»Nachbarn! wollen Sie sich wärmen?« ruft Madame Montenlais aus ihrem Zimmer.

»Wir kommen schon, Nachbarin . . . Von dem Allen ist nicht die Rede, Collinet: ich übergab Dir vor einigen Tagen eine Anweisung von fünfzig Franken auf einen gewissen Bodinet, in der Rue Galande. Dieser Wechsel ist fast seit einem Monat fällig, ich begab mich einigemale zu dem säumigen Zahler, fand ihn aber nie zu Hause; er scheint vor Tagesanbruch auszugehen und erst Abends nach Hause zu kommen. Du sagtest, daß Du ihn schon treffen würdest. Als künftiger Gerichtsdiener mußt Du an derlei Feldzüge gewöhnt seyn . . . Hast Du Bodinet gesehen?«

»Ja, diesen Morgen fand ich ihn, als er eben abfahren wollte.«

»Ah! bravo . . . Laß Dich umarmen, theuerer Freund Du hast meinen Schuldner abgefaßt, und er hat gezahlt . . . Du weißt ja, wie man die Leute zur Zahlung anhält . . . Gib mir geschwind meine fünfzig Franken: ich will mir eine gute Mahlzeit heraufbringen lassen.«

»Drücke mich nicht so stark, Alexander, ich habe Dir nichts zu übergeben . . . Bodinet hat nicht gezahlt.«

»Was sagst Du? Nicht gezahlt? Und mein Onkel schickt mir Wechsel die nicht bezahlt werden . . . wem soll man noch trauen! . . . Dies ist das erste Mal, daß so etwas geschieht. Mein Onkel, der zu Troyes in der Champagne eine Tabaksdosenfabrik hat, schickt mir oft kleine Anweisungen, die ich für ihn einzucassiren habe . . . ich cassire sie immer ein und er nie! Aber ein Onkel ist ein von der Natur bestellter Cassier, wie Scribe irgendwo sagt . . .

Digitized by Google

Und der ſchuftige Bodinet hat nicht gezahlt? Nicht einmal eine Abſchlagſumme? . . . denn ich hatte Dich ermächtigt den Betrag ganz oder theilweiſe zu empfangen . . .«

»Er hat gar nichts gezahlt; er ſagte mir ohne die mindeſte Verlegenheit: »Ich kann nicht zahlen, ich bin nicht bei Caſſe . . . ich habe die Doſen nicht verkauft, ſie waren ſchadhaft.«

»Schadhaft! Die Doſen meines Onkels! . . . Das iſt nicht wahr! Er gebe ſie wieder zurück, ich will ſie verkaufen . . . Aber Du haſt doch Bodinet gepfändet?«

»Gepfändet! was fällt Dir ein? wegen fünfzig Franken! Und der Wechſel iſt nicht einmal geſtempelt . . . Du würdeſt mehr Koſten haben, als die Sache werth iſt. Was ſoll man auch pfänden? Ich habe nichs geſehen, als ein Feldbett und einen Koffer, der als Nachttiſch diente.«

»Mein Onkel ſollte aber wiſſen, an wen er ſeine Doſen verkauft. Ich werde ihm einen tüchtigen Denkzettel ſchreiben . . . Alſo keine Hoffnung mehr?«

»Allerdings; Bodinet ſagte, nachdem er die Zahlung verweigert: »Unten auf dem Wechſel ſteht ein »Nöthigenfalls«; präſentiren Sie ihn dort, und ich hoffe, daß man meine Unterſchrift honoriren wird.«

»Ein »Nöthigenfalls«, was iſt das?«

»Eine andere Perſon, die zuweilen zahlt, wenn der Unterzeichner des Wechſels nicht zahlt.«

»Ei, der tauſend! Das iſt famös! Und ich hatte den koſtbaren Zuſatz überſehen . . . ich hatte ihn für eine zweite Adreſſe Bodinet's gehalten . . . Wo iſt denn dieſe letzte Hoffnung zu finden?«

Der kleine Collinet zieht eine alte, ſehr ſchmutzige Brieftaſche hervor und nimmt den Wechſel Alexanders her-

Digitized by Google

aus. Dieſer lieſt mit einiger Mühe: »Nöthigenfalls bei Herrn Loupard, Inſtitutsvorſteher, Vorſtadt Montmartre ... Numero . . . Numero . . .« es iſt ein Klecks darauf.«

»Wozu brauchen mir die Hausnummer? Loupard wohnt ja in dieſem Hauſe.«

»Nicht möglich! es iſt ein Inſtitut im Hauſe! . . . Iſt es ein Mädcheninſtitut?«

»Nein, es iſt eine Knabenſchule, in dem zweiten Hofe, . . . Ich glaube, man ſchickt die Kinder nur hin, um ſie Abends wiederzufinden; bis zu den Humanioribus werden ſie es ſchwerlich bringen.«

»Die Kinder mögen's ſo weit bringen als ſie wollen, das iſt mir ganz gleichgiltig, wenn nur der Schulmeiſter zahlt . . . Im zweiten Hofe, ſagſt Du, ich gehe ſogleich hinunter . . .«

Gaſton hielt ihn zurück.

»Was fällt Dir ein? Es iſt bald zehn Uhr; der Schulmeiſter liegt gewiß lange im Bette und Du wirſt ihn doch nicht wecken, um zu wiſſen, ob er für Bodinet zahlen will . . . Du kannſt ja morgen Früh gehen.«

»Aber ich habe keinen Sou und will eſſen . . . bis morgen Früh kann ich nicht warten.«

»Schicke zu dem Speiſewirth hinunter, das iſt ſehr leicht . . .«

»Allerdings; aber mir wird man nichts auf Borg geben, es ſind dies Stockphiliſter, ſie haben mich ſchon abgewieſen . . . mit Dir wär's eine andere Sache; ſie wiſſen, daß Du pünktlich zahlſt, ſie würden die ganze Speiſekammer ſchicken.«

»Gut, ſo kann's für meine Rechnung beſtellt werden.«

Digitized by Google

»O! der gute Gaston! immer derselbe . . . Ich würde Dich küssen, wenn ich nicht eine schlimme Nase . . . hätte, Collinet, Du solltest Dir unsern Freund als Muster nehmen.«

»Das fehlte noch!« murrte der Schreiber, in seinen Acten blätternd; »einen Menschen, der Geld verleiht und nachher selbst in Noth kommt, nehme ich nicht zum Muster.«

Der große Alexander lehnte sich über das Treppengeländer und ruft mit seiner gewaltigen Stimme:

»Madame Odor! schätzbarste Freundin, kommen Sie herauf . . . Sie oder Ihre Nichte, die schalkhafte Amanda, die ich zum Rasendwerden lieben würde, wenn sie auf der Schildkröteninsel geboren wäre.«

Die schwerfälligen Fußtritte der Hausmeisterin ertönen nach wenigen Augenblicken auf der Treppe, denn Madame Odor war sehr gefällig, und wenn man sie beim Kochen und Essen nicht störte, so war sie bereit den Hausbewohnern Dienste zu erweisen.

Als sie den dritten Stock erreicht hat, ruft ihr der schöne Alexander zu:

»Kommen Sie nicht weiter herauf, vortrefflichste Hausmeisterin. Es thut mir schon leid, daß Sie sich selbst bemüht haben; Sie hätten ja Ihre Nichte Amanda schicken können.«

»Meine Nichte ist in das Zöglingstheater in der Rue Tour-d'Auvergne gegangen, um eine Freundin zu sehen, welche in einem Stücke aus dem Palais Royal ihr tragisches Talent versuchte. Das Stück heißt: »Le vieux Loup de mer,« und Grassot soll darin als Meerwolf so schön seyn,

daß man eine Gänsehaut bekommt. Darum bin ich allein zu Hause . . . es sind nur vier Köchinnen bei mir, die über ihre Herrenleute schimpfen; weit kann ich nicht gehen . . .«

»Nein, Madame Ador, Sie brauchen nicht einmal aus dem Hause zu gehen; holen Sie mir von dem Speisewirth, wollte sagen, holen Sie Herrn Gaston Durandal ein Abendessen . . . für eine Person, aber recht viel. Zwei Speisen, Suppe und Dessert . . . und Brot . . . und eine Flasche Wein . . . Aber geschwind, sobald es fertig ist . . .«

»Für Herrn Durandal . . .«

»Ja, aber Sie tragen es zu Madame Montenlair, wo mein Freund soupiren will, weil es da wärmer ist als in seinem Zimmer.«

»Gut, ich gehe . . . also zweimal Dessert und eine Speise . . .«

»Nein, Sie irren sich: zwei Speisen und ein Dessert . . . und Suppe, und Brot und eine Flasche Wein . . . gehen Sie, Theuerste, und kommen Sie bald wieder.«

Madame Ador geht wieder hinunter und Madame Montenlair ruft wieder:

»Kommen Sie doch, meine Herren, mein Feuer brennt prächtig, es kann nicht immer so bleiben.«

Digitized by Google

III.

Der kleine Crêmetopf und die Haſelnüſſe.

Die drei jungen Leute begeben ſich zur Madame Montenlair, deren Wohnung aus einer Wohnſtube, einem Schlafzimmer und einer kleinen Küche beſteht. Die Einrichtung iſt mehr originell als elegant. Die Stühle und Fauteuils ſind abgeblaßt; das Sopha, welches aus der Zeit Ludwigs XV. zu ſtammen ſcheint, iſt mit gelbem Sammt überzogen, die drei Polſter welche darauf liegen, ſind hingegen von grünem Damaſt. Ebenſo wenig paſſen die übrigen Möbeln zuſammen; Madame Montenlair ſcheint aus ihrer Künſtlerepoche mehre Ankleidezimmer ausgeräumt zu haben, um ihre Wohnung zu möbliren.

Aber ihre Nachbarn kümmern ſich wenig darum; denn im Camin des Schlafzimmers brennt ein helles Feuer, und ſie nehmen vor demſelben Platz.

»Wir folgen Ihrer freundlichen Einladung, Nachbarin. Wenn es Ihnen nicht läſtig iſt . . .«

»Nicht im mindeſten, es macht mir Vergnügen . . . Ach! da iſt ja Herr Collinet.«

»Ja, Madame, ich habe mir die Erlaubniß genommen, meinen Freunden zu folgen.«

»Sie ſind ja auch mein Nachbar und als ſolcher haben Sie Anſpruch auf mein Feuer.«

Digitized by Google

»Sie werden es vielleicht indiscret finden,« ſagte der große Alexander, »daß ich mir die Erlaubniß genommen, mein Abendeſſen hierher zu beſtellen; aber es wäre mir langweilig geweſen, allein in meinem Zimmer zu ſpeiſen.«

»Sie haben ſehr wohl gethan . . . Ich bedaure Sie, daß Sie noch nicht geſpeiſt haben, und es thut mir leid, daß ich meinen ganzen Gänſebraten verzehrt habe . . .«

»Ich habe die Vortrefflichkeit Ihrer Gans nie bezweifelt, Madame; aber es iſt ſchon genug, daß Sie mir erlauben, mich dieſen Abend zu wärmen; ich will Sie nicht noch in Contribution ſetzen.«

»Ach! wenn ich reich wäre, ſo würde ich nichts für mich behalten; das iſt einmal mein Naturell.«

»Es ſcheint ohnehin nicht viel da zu ſeyn,« ſagte Collinet, indem er ſich im Zimmer umſah.

»Ich habe einen ſchönen Moment gehabt, meine Herren; ja, einen ſehr ſchönen Moment! Ich meine mein Debut in Bordeaux, in dem Drama »der Taube, oder der volle Gaſthof.«

»Spielten Sie den Tauben?«

»Nein, wie können Sie auch ſo dumm fragen! ich ſpielte die Petronille, die Provençalin Petronille . . . Es iſt die ſchönſte Rolle in dem Stücke.«

»Iſt es eine erſte Liebhaberin?«

»Nein, eine Soubrette . . . Sie kennen das Stück nicht? Es wird doch überall geſpielt.«

»Ich habe es geſehen; aber die Rolle der Petronille iſt nicht lang.«

»Das iſt möglich, aber ſie hat ſchöne Situationen, intereſſante Momente. Man warf mir drei Blumenſträuße zu, und denſelben Abend kam einer der erſten Handelsherren von

Digitized by Google

Bordeaux und legte mir einen Kaſhmir, dreitauſend Franken monatlich und eine Caleſche mit zwei Apfelſchimmeln zu Füßen.«

»Und Sie wieſen alles zurück!«

»Was denken Sie? Ich nahm es an . . . Die Herrlichkeit dauerte ein halbes Jahr, man ſprach in Bordeaux nur von der reizenden Roſinette, das war mein Theatername, Roſinette Petronellette. Man fügte dieſen letzten Namen hinzu, weil mein glänzendes Debut unvergeßlich war . . . Nach Verlauf dieſer Zeit machte mein Großhändler Bankerott und verſchwand . . . Es war eine ſchöne Zeit!«

»Ein halbes Jahr monatlich dreitauſend Franken macht achtzehntauſend!« ſagte Collinet; »Sie hätten ein hübſches Sümmchen zurücklegen können . . .«

»Fi donc! Wer wird wohl in der Zeit der Liebe an die Zukunft denken?«

»Ja, aber die Zeit der Liebe vergeht wie der Frühling.«

»Das iſt wahr; aber ich habe mich herrlich amüſirt, ich habe ſchöne Erinnerungen.«

»Bravo! Madame Montenlair, Sie haben die Philoſophie Epikurs . . . Schlagen Sie ein, Ihre Grundſätze gefallen mir, wir verſtehen uns.«

Der große Alexander reicht ſeiner Nachbarin ſeine Hand und ſie ſchlägt ein.

»Die Philoſophie! Das klingt recht hübſch,« erwiedert der Advocatenſchreiber; »aber wenn Madame ſonſt nichts zu leben hätte, ſo könnte ſie keinen Gänſebraten eſſen.«

»Der Kleine hat Recht, der Fleiſcher und Bäcker ſind keine Philoſophen . . . Aber zum Glück hat man eine Tante, und ſogar eine reiche Tante.«

Digitized by Google

»Wirklich? Sie haben eine reiche Tante, Madame Montenlair?«

»Ja, sie hat mindestens fünfzehntausend Franken Einkünfte.«

»Das ist ein hübsches Capital,« sagte Collinet, indem er seiner Nachbarin näher rückte. »Wohnt Ihre Tante in Paris?«

»Nein, sie ist nie hier gewesen; sie wohnt in Angoulême.«

»Und Sie sind ihre einzige Erbin?«

»Ich glaube, ja.«

»Sie wissen es nicht gewiß?«

»Mein Gott! was weiß man denn gewiß? . . . Meine Tante wollte nicht, daß ich zum Theater gehe; sie schickte mir ihren Fluch und verbot mir ihr zu schreiben oder etwas von mir hören zu lassen. So lange als ich beim Theater war, gehorchte ich ihr; aber siebenzehn Jahre später schrieb ich ihr: »Ich gehe, trotz des Beifalls, den ich errungen, vom Theater ab, weil es Ihnen nicht angenehm ist.« Meine Tante antwortete mir: »Du gehorchst mir sehr spät, allein ich will Dir jährlich fünfzehnhundert Franken geben, mehr hast Du nie von mir zu erwarten.«

»Nie! hat sie das wirklich geschrieben?«

»Ja, sie hat es geschrieben. Ich dachte aber, mit fünfzehnhundert Franken kann man schon leben . . .«

»Man klopft! das muß mein Souper seyn!« sagte Alexander frohlockend und sprang auf, um zu öffnen.

Es war wirklich ein Küchenjunge mit einem Korbe. Man läßt ihn hereinkommen. Madame Montenlair hat bereits einen Tisch vorgerückt, auf welchem eine Wachslein-

und als Tiſchtuch dient . . . natürlich, um Wäſcherlohn zu erſparen.

Der Küchenjunge ſtellt den Korb vorſichtig auf den Boden und kramt die Speiſen aus. Das Souper beſteht aus Suppe, zwei zugedeckten Schüſſeln, einem kleinen Topf mit Crême, Käſe und Backwerk.

»Ach! das iſt das himmliſche Manna!« ruft Alexander entzückt, »und ich glaube nicht, daß das Manna, welches auf die Israeliten gefallen iſt, ſo appetitlich war!«

»In der That,« ſagt Collinet, indem er ſeine Naſe den zugedeckten Schüſſeln nähert, »es duftet gar lieblich.«

»Collinet, thu mir den Gefallen und halte deine Naſe nicht auf die Speiſen.«

»Du wirſt doch nicht alles dies eſſen?«

»Du wirſt ſehen . . .«

»Wo iſt der Wein? . . . Ah! da iſt eine Flaſche, ſie iſt freilich ſehr klein . . .«

Er hätte gern einen ganzen Stiefel gehabt! . . .

»Geh, mein Junge,« ſagte Alexander zu dem Kleinen. »Apropos, Gaſton, das Souper iſt ja für Dich . . . haſt Du zwei Sous für dieſen Kobold?«

Gaſton gibt dem Knaben ein Trinkgeld. Alexander ſetzt ſich an den Tiſch, deckt die Suppe auf und ruft frohlockend:

»Potage Crécy! Mein Leibgericht!«

»Steh doch, was in den beiden Schüſſeln iſt.«

»Nein! nein, ich laſſe mich gern überraſchen. Alles zu ſeiner Zeit . . . die Suppe iſt köſtlich! . . .«

»Es iſt ein Vergnügen, ihn eſſen zu ſehen,« ſagte Madame Montenlair.

»Weil man ſieht, daß ich mit Vergnügen eſſe, nicht

Digitized by Google

wahr, Nachbarin? . . . Welche Schüſſel ſoll ich jetzt nehmen?«

»Sieh nur erſt was es iſt.«

»Nein . . . O! Ihr Gerichtsleute wollt alles ſehen und durchſuchen.«

»Ich wette, daß es Fricandeau iſt.«

»Was wetteſt Du?«

»Deine Crême.«

»Gegen was?«

Collinet ſinnt eine kleine Weile nach, ſucht in den Taſchen, endlich erwiedert er kleinlaut: »Gegen zwei Sous.«

»Was fällt Dir ein! zwei Sous gegen meine Crême! und es iſt noch dazu Chocoladecrême, das Feinſte, Nahrhafteſte, was es gibt . . . Höre, ich will Dir einen Vorſchlag machen. Ich habe geſtern mein Nachtgeſchirr zerbrochen; ich wette meinen Topf mit Crême gegen den hübſchen vergoldeten Nachttopf, den Du unlängſt auf dem Boulevard Saint-Martin in der Ausſpielung gewonnen haſt.«

»Was denkſt Du? ein Gegenſtand, der mir achtundzwanzig Sous gekoſtet hat, gegen einen, der auf der Speiſekarte höchſtens ſechs koſtet.«

»Er hat Dir nicht ſo viel gekoſtet; Du ſagteſt ja ſelbſt, daß Du ihn ſehr ſchnell gewonnen.«

»Auf dem Boden meines Topfes iſt ein Auge, von Künſtlerhand gemacht . . .«

»Auf ſolche Augen halte ich ſehr wenig, ſie ſind immer ſchielend; ich will noch ein Biscuit und ein Stückchen Käſe zulegen. Das iſt doch recht hübſch, nicht wahr?«

»Die beiden Schüſſeln müſſen mit inbegriffen werden.«

»Wie ſo?«

Digitized by Google

»Ich meine, daß ich gewinne, wenn in einer von beiden Schüſſeln Fricandeau iſt.«

»Gut, es gilt. Schlag ein ... Wir haben überdies Zeugen.«

»Jetzt ſieh zu!«

Alexander nimmt den Teller von der einen Schüſſel ab und ruft frohlockend:

»Hühnerfricaſſée! mit dieſer Schüſſel habe ich ſchon gewonnen; ich erlaube Dir die andere Schüſſel aufzudecken.«

Collinet nimmt mit beiden Händen den Teller von der andern Schüſſel ab und macht ein langes Geſicht, als er ein Stück Aal à la tartare erblickt.

»Du haſt verloren!« ruft der große Alexander, indem er in ſein Hühnerfricaſſée einhaut. »Dein Nachttopf gehört mir ... Hühnerfricaſſée und Aal à la tartare, meine liebſten Speiſen! Es iſt köſtlich! Das Glück iſt mir hold!«

»Und ich habe dieſen Abend entſchiedenes Pech ... Der Garkoch hat ſonſt immer Fricandeau; wenn ich eine Speiſe zum Souper verlange, ſo ſchickt er mir nie etwas Anderes.«

»Sehet den Schlaukopf! er glaubte ſeiner Sache gewiß zu ſeyn ... Freund Collinet, man ſchickt Dir weder Hühnerfricaſſée noch Aal, weil es theuere Speiſen ſind, man bedient die Leute nach Verdienſt.«

»Ja, wenn man gedacht hätte, daß es für Dich ſey, ſo würde man Dir gewiß Fricandeau geſchickt haben.«

»Ich bin großmüthig; wenn ich beim Deſſert bin, ſollſt Du eine Haſelnuß haben ... Dieſes Hühnerfricaſſée iſt ſehr ſaftig, ich werde nicht genug Brot haben.«

»Ich habe Brot im Hauſe, Nachbar, es ſteht Ihnen zu Dienſten.«

Digitized by Google

»Ich nehme es an, Verehrteſte, aber unter einer Bedingung: Sie müſſen mir zum Dank für Ihre Güte erlauben, daß ich Ihnen dieſe Chocoladecrême offerire.«

»Nachbar, Sie ſind bei Appetit, behalten Sie Ihr Deſſert.«

»Nein, Sie müſſen's annehmen, ſonſt nehme ich Ihr Brot nicht, und das wäre ein Verluſt für mich.«

»Nun, da Sie es durchaus wollen, ſo nehme ich es an. Aber Sie werden auch von meinem Kirſchwaſſer koſten. Herr Filoſèle, ein alter Freund von mir, hat mir geſtern eine Flaſche gebracht.«

»Mit Vergnügen, Nachbarin.«

»Wir werden alle davon koſten!« ſagte Collinet.

»Sehet den Kleinen! er ladet ſich ſelbſt ein . . . Nehmen Sie ſich in Acht, Madame Montenlair, er wird ſich über den Verluſt ſeiner Wette an Ihrem Kirſchwaſſer entſchädigen; er iſt im Stande die ganze Flaſche auszutrinken.«

»Er mag ſo viel trinken als er will, alles was ich habe, ſteht ihm zu Dienſten.«

»Madame, Sie ſind zu gütig . . . Iſt Ihre Tante ſchon ſehr alt?«

»Etwa fünfundſiebzig Jahre.«

»Das iſt nicht übel.«

»Nehmen Sie ſich in Acht, Montenlair! Dieſer junge Rechtsverdreher hat zärtliche Abſichten; bei dem zweiten Glaſe Kirſchwaſſer wird er um Ihre Hand werben . . . Aber was iſt Dir denn, Gaſton? Du ſagſt ja nichts; was grübelſt Du denn?«

»Wie können Sie fragen?« ſagte Madame Montenlair, »in ſeinem Alter hat man Liebesgedanken.«

»Sie irren ſich, Nachbarin, der arme Gaſton hat es

Digitized by Google

noch nicht ſo weit gebracht, eine kleine Bekanntſchaft zu machen. Es iſt kaum zu glauben! Ein Adonis von dreiundzwanzig Jahren, geiſtreich und freigebig, macht keine Eroberungen! . . . Collinet hingegen, der nicht ſchön und nichts weniger als freigebig iſt, hat ſchon ſeinen Theil: eine Stickerin, die er jeden Sonntag an Orte führt, wo freier Eintritt iſt, und wo er ihr Limonade um einen Sou das Glas geben läßt.«

»Ich zahle für Thereſine was mir Vergnügen macht.«

»Aber nicht was ihr Vergnügen macht . . . Arme Thereſine! für eine Andaluſierin hat ſie einen ſehr ſchäbigen Hidalgo gewählt!«

»Und Du machſt den Joconde, Du haſt niemals einen Sou in der Taſche . . . Was zahlſt Du denn für die Schöne.«

»Ich! vor allen zahle ich mit meiner Perſon und das iſt ſchon etwas werth . . . und wenn ich bei Caſſe bin, kann ich einer Schönen nichts abſchlagen; wenn ſie den Mond verlangte, würde ſie ihn bekommen . . . Nachbarin, Sie waren ſo gütig mir Brot anzubieten.«

»Hier iſt es, lieber Freund . . . Wahrhaftig man bekommt Appetit, wenn man ihn eſſen ſieht!«

»Das glaube ich wohl, ich bin immer ſehr appetitlich geweſen.«

»Doch ich komme wieder zu dem Nachbar Gaſton. Iſt es wahr, was Ihr Freund von Ihnen ſagt?«

»Von mir? was ſagt man von mir?« erwiederte Gaſton, der das Geſpräch nicht beobachtet hatte.

»Er hat über ſein Theaterſtück nachgedacht, er hat uns nicht zugehört . . .«

Digitized by Google

»Das iſt wahr, ich glaube einen ſehr effectvollen Actſchluß gefunden zu haben. O! ich freue mich . . . Was fragten Sie, Nachbarin?«

»Ob es wahr iſt, daß Sie keine Eroberung machen können?«

»Ach ja, es iſt nur zu wahr. Aber es iſt meine Schuld; bei einer Schönen, die mir gefällt, werde ich ſo linkiſch, ſo verlegen, ſo befangen, daß ich nichts zu ſagen weiß; man hält mich für einen Gimpel und kehrt mir den Rücken zu.«

»Sie müſſen ein Herz faſſen, Nachbar, die Schüchternheit ſteht den jungen Mädchen gut, aber ſie ſchadet den jungen Männern. Ach Gott! in Bordeaux ſind die Männer nicht blöde . . . Wie viele Liebeserklärungen hat man mir dort gemacht! Die zaghaften Männer machen kein Glück bei den Frauen.«

»Das habe ich ihm hundertmal geſagt,« ſetzte Alexander hinzu. »Jetzt will ich meinen Aal à la tartare anſchneiden. Das Stück iſt zwar klein, aber die Sauce iſt ſo appetitlich, daß man ſie mit Commißbrot eſſen würde . . . Nachbarin, ich bitte noch um ein Stück Brot.«

»Geben Sie ihm nichts mehr, Nachbarin,« ſagte Collinet; »er wird ſich hier zu Tode eſſen.«

»Du wärſt gern an meiner Stelle geweſen!«

»Wenn ich gewollt hätte, würde ich ſoupirt haben. Gott ſey Dank, ich habe noch einige Moneten für mich!«

»Das glaube ich wohl, aber nicht für deine Freunde.«

»Nachbar, Ihre Crême iſt köſtlich.«

»Das freut mich, Madame. Jetzt will ich beweiſen, daß ich kein Egoiſt bin; ich lade die ganze Geſellſchaft ein, mein Deſſert mit mir zu theilen.«

Digitized by Google

»Bravo! das iſt ein ſchöner Zug . . . Alexander iſt eben ſo groß wie ſein Name!«

Bei dieſen Worten nimmt der kleine Collinet das Brot der Nachbarin, ſchneidet ſich ein großes Stück ab, rückt an den Tiſch und haut auf den Schweizerkäſe ein.

Madame Montenlair nimmt etwas Backwerk, während der große Alexander einige Haſelnüſſe mit dem Ellbogen zerdrückte. Gaſton will nicht, er hat keinen Hunger.

»Was! Sie haben keinen Appetit? Wenn Sie verliebt wären, ſo würde ich begreifen, warum Sie nicht eſſen.«

»Mein Gott! Nachbarin, ich würde ſehr gerne lieben, ich bin allen ſchönen Damen, die mir auf der Straße begegnen, vom Herzen gut. Zuweilen verfolge ich eine, und dann begegnet mir eine andere, die ich noch ſchöner finde . . .«

»Wenn man zwei Haſen jagt, findet man keine Repphühner!«

»Aber Sie werden doch ein Geſpräch anknüpfen, denn Sie werden doch nicht erwarten, von der Dame angeredet zu werden . . .«

»Ich getraue mich nicht, von Zeit zu Zeit huſte ich wohl oder trällere ein Liedchen . . .«

»Eine Dame kann einem Manne nicht antworten, weil er huſtet oder ſingt.«

»Ich habe ihn mein altes und unfehlbares Mittel gelehrt,« ſagte Alexander; »man ſagt zu der Dame: Mein Gott, Madame, Sie ſind hinten an Ihrem Shawl ganz weiß, erlauben Sie, daß ich es abwiſche . . . Dian nimmt das Schnupftuch und berührt dabei ihren Rücken. Da ſie ihren Rücken nicht ſehen kann, ſo glaubt ſie es, bedankt ſich ſchönſtens, und die Bekanntſchaft iſt gemacht.«

Digitized by Google

»Ich habe ein anderes Mittel,« ſagte Collinet; »ich trete die Dame auf die Ferſen, ſie ſieht ſich zornig um, dann entſchuldige ich mich ſehr höflich und ſage, ein großer Hund habe mich geſtoßen . . . So wird das Geſpräch angeknüpft.«

»Das erſte Mittel gefällt mir beſſer . . . Mein Gott Sie werden ſich wehthun, wenn Sie die Nüſſe mit dem Ellbogen zerdrücken.«

»Es hat nichts zu bedeuten, Nachbarin. Sehen Sie nur zu; man legt die Nuß auf den Tiſch und hält den Ellbogen darauf, ſo zwar, daß der Cubitus vollſtändig auf die Nuß kommt. Man hält den Arm recht gerade, drückt die Fauſt zu . . .«

»Der tauſend! er hat allen Wein ausgetrunken!« ſagte Collinet, der die Flaſche nahm, um ſich einzuſchenken.

»Ich hätte Dir wohl etwas übrig laſſen ſollen?«

»Ich habe ſo viel Brot und Käſe gegeſſen . . . Zum Glück hat die Nachbarin von Kirſchwaſſer geſprochen . . .«

»Es iſt wahr, ich will Ihnen davon geben.«

In dieſem Augenblicke, als Madame Montenlair aufſteht, um die Flaſche zu holen, wird leiſe an die Thür geklopft. Sie ſteht ganz erſtaunt ſtill und ſagt:

»Wer mag noch ſo ſpät da ſeyn? . . . Filoſèle war geſtern hier, und er kommt nie zwei Tage nacheinander . . .«

»Filoſèle iſt ein alter Anbeter, welcher Kirſchwaſſer verſchenkt,« ſagte Alexander leiſe zu ſeinen Freunden; »er ſcheint ein Conditor zu ſeyn.«

Die jungen Leute ſtehen auf und wollen ſich entfernen, aber Madame Montenlair hält ſie zurück.

»Nein, nein! meine Herren, bleiben Sie . . . Ich will ſehen, wer es iſt.«

Digitized by Google

IV.

Felicie.

Madame Montenlair hat die Zimmerthür geöffnet und ſie ſieht ein junges hübſches Mädchen von etwa zwanzig Jahren vor ſich. Der einfache Anzug der Unbekannten beſteht aus einem ſchwarz und gelben Strohhute, einem Kleide von Mouſſeline de Laine und einem Shawl von Flockſeide; aber man überſieht die einfache Kleidung, um ihre ſchönen langgeſchlitzten Augen, ihren feinen ausdrucksvollen Mund, ihren reizenden Wuchs und ihre edle ungezwungene Haltung zu bemerken.

Es war Felicie, die Inhaberin der kleinen Wohnung im fünften Stocke.

Sie begrüßte die vormalige Schauſpielerin mit einer höflichen Verbeugung und ſagte:

»Ich bitte um Entſchuldigung, Madame, daß ich an Ihre Thüre geklopft habe; ich komme aus dem Theater und es fällt mir erſt jetzt ein, daß ich gar keine Zündhölzchen mehr im Hauſe habe, um Licht zu machen . . . ich wollte welche kaufen und habe es vergeſſen . . . Ich gehe nicht gern im Dunkeln zu Bette . . . Sie haben wohl die Güte, mir einige zu leihen . . .«

»Ah! Sie wohnen im Hauſe, Fräulein?«

»Ja, Madame, ſeit vierzehn Tagen wohne ich über

Digitized by Google

Ihnen . . . ſonſt würde ich mir nicht die Freiheit genommen haben, bei Ihnen anzuklopfen.«

»Dann ſind Sie Fräulein Felicie. Die Hausmeiſterin hat mir von Ihnen erzählt, ſie ſagte: Sie haben eine ſehr hübſche Nachbarin . . .«

»Die Frau iſt ſehr gütig.«

»Kommen Sie herein, Fräulein; ich will Ihnen Zündhölzchen geben.«

Madame Montenlair führt das junge Mädchen in das Zimmer, wo die drei Nachbarn ſind. Felicie bleibt in der Thür ſtehen, als ſie die zahlreiche Geſellſchaft bemerkt, während die drei Freunde zu erkennen geben, wie angenehm ihnen dieſe Ueberraſchung iſt.

»Fräulein,« ſagt Madame Montenlair, »ich ſtelle Ihnen drei Nachbarn vor, welche mir das Vergnügen gemacht haben, ſich an meinem Feuer zu wärmen und ein Stündchen zu plaudern . . . Meine Herren, Sie haben gewiß noch nicht gewußt, daß Sie eine ſo intereſſante Nachbarin haben, und es wird Ihnen ſicher ſehr angenehm ſeyn, ihre Bekanntſchaft zu machen.«

Die jungen Leute verneigen ſich; Felicie erwiedert den Gruß in der anmuthigſten, unbefangenſten Weiſe.

»Wie! Das Fräulein wohnt hier im Hauſe!« ſagt Alexander, der ſeine Augen ſchon aufreißt.

»Ja, mein Herr, ich wohne noch eine Treppe höher.«

»Alſo erſt ſeit Kurzem?«

»Seit vierzehn Tagen.«

»Seit vierzehn Tagen! und ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt Sie zu ſehen . . . das iſt wahrlich Unglück!«

Digitized by Google

»Ich gehe in der Früh hinunter, um einzukaufen, und sehr oft gehe ich den ganzen Tag nicht aus.«

»Ich gehe auch sehr früh aus,« erwiedert der kleine Collinet, »und wenn mir das Glück günstig gewesen wäre, so würden Sie mir begegnet seyn.«

Gaston sagt nichts; er sieht die schöne Nachbarin an, bietet ihr einen Stuhl und stammelt:

»Wenn Fräulein . . . Platz nehmen wollen . . .«

»Ich danke Ihnen . . . es ist spät, ich will hinaufgehen.«

»Ruhen Sie sich ein Weilchen aus, mein Kind,« sagt Madame Montenlair. »Fürchten Sie nichts, die Nachbarn thun Ihnen nichts zu Leide . . . und wenn man in einem und demselben Hause wohnt, so lernt man doch gern die Nachbarn kennen . . . Sie haben's gut getroffen, daß Sie an meine Thür kamen; Sie hätten auch bei einem dieser Herren anklopfen können.«

Felicie setzt sich und erwiedert:

»Ich wußte wohl, daß es Ihre Thür war, Madame, und ich ging nicht auf's Gerathewohl. Als ich einzog, nannte mir die Hausmeisterin alle Bewohner des vordern Hauses, denn die übrigen interessirten mich wenig. Ich weiß, daß im ersten Stocke ein Plaquéfabrikant wohnt, dessen Frau nie zu Fuß ausgeht und nur Seide und Sammt trägt. Im zweiten Stocke würde ich nicht bei dem Arzte angeklopft haben, denn ich bin nicht krank; auch nicht bei der Tänzerin, bei der man das Losungswort kennen muß, um Zutritt zu bekommen, weil sie sich vor ihren Gläubigern fürchtet. Im dritten Stock würde ich gefürchtet haben, den Staatsschuldencassenbeamten und seine Frau zu stören, denn wie man sagt, gehen die Leute früh schlafen. Bei den beiden Witwen sind Personen

Digitized by Google

meines Geſchlechts nicht wohl gelitten. Und bei Herrn Vögle, der ſich unaufhörlich langweilt, mochte ich auch nicht anklopfen: ich hätte leicht von ſeiner Langweile angeſteckt werden können. Es blieb mir daher nur der vierte Stock übrig, denn der fünfte iſt nicht zu rechnen; ich weiß auch, wer ihn bewohnt. Sie ſehen, Madame, daß ich mich nur an Sie wenden konnte; Ihre Güte und Zuvorkommenheit iſt ja bekannt.«

Felicie ſagte dies mit eben ſo viel Feinheit als Tact. Die jungen Leute ſahen einander an; Alexander ſagte zu Collinet:

»Sie iſt geiſtreich und weiß ſich gut auszudrücken ... deſto beſſer, um ſo mehr Reiz wird die Eroberung haben; ich kann die dummen Frauenzimmer nicht leiden.«

»Sie hat die fünf Stockwerke ſehr gut die Revue paſſiren laſſen,« erwiederte Collinet; »ſie wäre im Stande, ein vollſtändiges Inventarium aufzunehmen ... nicht wahr, Gaſton?«

Der junge Poet antwortete »Sie iſt reizend ... ſie hat mein Herz ſchon erobert.«

Madame Montenlair, welche die Redegewandtheit ihrer neuen Nachbarin ebenfalls bemerkt hat, ſagt zu ihr:

»Wiſſen Sie wohl, Fräulein, daß Sie uns in wenigen Worten ein ſehr geiſtreiches Porträt unſerer Nachbarn gegeben haben? Eine Soubrette in der Comédie-Française hätte ſich nicht beſſer ausdrücken können ... Entſchuldigen Sie meine Frage: haben Sie nicht zuweilen in Liebhabertheatern mitgeſpielt?«

»Nein, Madame, nie.«

»Aber Sie würden Ihre Rolle gewiß ſehr gut ſpielen.«

Digitized by Google

»Ich glaube nicht, Madame, und überdies würde ich keine Luſt haben. Ich bin weit entfernt, den Stand zu verſchmähen; aber ich finde das Studium ſehr ſchwierig; man muß viel Talent haben, um auf der Bühne ſein Glück zu machen . . . und wenn man ſich nicht über die Mittelmäßigkeit zu erheben vermag, ſo kann man ſich gewiß nicht glücklich ſchätzen, dieſen Stand gewählt zu haben.«

»O ja!« ſagt Alexander, »es iſt ſehr fatal, ſich auspfeifen zu laſſen!«

Er bemerkte, daß ſich Madame Montenlair getroffen fühlte, und ſetzte hinzu:

»Es iſt ein ſehr mißlicher Stand für die Männer . . . denn gegen die Damen iſt man nachſichtig . . . wenn ſie hübſch ſind.«

Madame Montenlair, die das Geſpräch auf andere Dinge zu lenken wünſcht, ſagt zu ihrer Nachbarin:

»Fräulein, Sie ſind ſicherlich von Paris?«

»Ja, Madame; ich habe bis in mein ſechzehntes Jahr hier gewohnt.«

»Ich dachte es wohl, daß Sie eine Pariſerin ſind,« ſagte Alexander; »Sie haben durchaus nichts Provinzartiges an ſich.«

»Ich war bei meinem Vater, denn die Mutter hatte ich ſchon bei meiner Geburt verloren. Vor ſechs Jahren hatte ich auch das Unglück, meinen Vater zu verlieren, und ich begab mich zu meiner Tante, im Dauphiné, bei Grenoble. Dort blieb ich ſechs Jahre . . .«

»Sechs Jahre? nach dieſer Rechnung wären Sie ja ſchon älter als zwanzig Jahre!«

»Ja, Madame, ich bin bald zweiundzwanzig.«

»Zweiundzwanzig! Sie ſehen weit jünger aus.«

Digitized by Google

»Das Fräulein ſcheint kaum achtzehn,« ſagte Alexander.

»Sie wohnten alſo bei Ihrer Tante; aber Sie kamen doch zuweilen nach Paris?«

»Nein, Madame, nicht ein einziges Mal. Meine Tante bewohnte ein einſames Haus auf dem Lande; ſie liebte die Einſamkeit und ging faſt nie in die nahe Stadt . . . ſie konnte nicht begreifen, daß man Luſt haben könne, Paris zu ſehen.«

»Die Tante hat ſicher die Moden nicht mitgemacht,« ſagte Alexander, »und Sie haben ſich bei ihr gewiß recht gelangweilt.«

»Nein,« erwiederte Felicie. »Das Haus ſteht auf einem Hügel, wo man eine herrliche Ausſicht hat . . . und die Umgegend von Grenoble iſt ſo ſchön! In unſerm Garten hatten wir Blumen von ſeltener Schönheit . . . und ich bin eine große Blumenfreundin. Ach! ich vermiſſe die Blumen hier ſehr!«

»Und trotzdem ſind Sie wieder nach Paris gekommen . . .«

»Meine Tante iſt auch todt, und ich konnte dort nicht allein bleiben.«

»Sie haben wohl gethan, mein Kind, daß Sie wieder gekommen ſind; in Ihrem Alter muß man kein Einſiedlerleben führen . . . Was gedenken Sie jetzt zu thun? haben Sie eine Beſchäftigung?«

Felicie preßt die Lippen zuſammen und zögert mit der Antwort; endlich ſagt ſie kaum vernehmbar:

»Alle Frauenzimmer können ja nähen und ſticken.«

»Das iſt wahr, wenigſtens alle Jene, die ſich die Mühe nehmen wollen. Aber Einige haben nicht viel gelernt,

Digitized by Google

Andere hingegen ſind ſehr geſchickt. Sie gehören ohne Zweifel zu den Letztern?

»O nein, Madame, ich rühme mich deſſen nicht . . . ich kann wohl ein Kleid machen, das iſt die Hauptſache . . .«

»Sie ſind alſo eine Kleidermacherin?«

»Nein, Madame.«

»Oder Sie ſticken? . . .«

»Ich ſticke meine Chemiſetten.«

»Oder eine Weißnäherin?«

Felicie, welche durch dieſe Fragen unangenehm berührt zu werden ſchien, ſtand haſtig auf und antwortete:

»Nein, Madame! . . . Entſchuldigen Sie es iſt ſpät; Sie verſprachen mir einige Zündhölzchen . . .«

»Sie ſollen welche haben, Mademoiſelle; aber zuvor werden Sie ein Glas Kirſchwaſſer annehmen; ich wollte den Herren eben einſchenken, als Sie klopften.«

»Ich danke Ihnen, Madame, ich trinke nie Liqueurs.«

»Kirſchwaſſer iſt ein ſehr harmloſes Getränk . . . ich will Ihnen ein Tröpfchen einſchenken.«

Während Madame Montenlair die kleinen Gläſer aufſtellt und von ihrem Kirſchwaſſer einſchenkt, beginnt der große Alexander den Angenehmen zu ſpielen.

»Fräulein, man hat Ihnen Ihre Nachbarn vorgeſtellt, aber man hat Ihnen nicht geſagt, was ſie ſind . . . ich will das Verſäumte nachholen . . .«

»O! bemühen Sie ſich nicht, ich weiß es . . . die Hausmeiſterin hat mir's auch geſagt. Sie ſind Waarenmäkler; der eine Ihrer Nachbarn iſt Schreiber in einem Bureau, der andere iſt Schriftſteller, wenn ich nicht irre.«

Bei dieſen letzten Worten wirft Felicie einen Blick auf Gaſton, der erröthend ſtammelt:

Digitized by Google

»Ja, Mademoiſelle, ich bin . . . oder vielmehr ich mache meinen erſten Verſuch . . . Sind Sie eine Theaterfreundin?«

»Ja, ich gehe ſehr gerne ins Theater!«

»Wahrſcheinlich ſind Sie dieſen Abend im Theater geweſen?« ſagte Alexander.

»Ja, ich komme ſo eben aus dem Gymnaſe.«

Alexander hätte ſie gerne gefragt, mit wem ſie im Theater geweſen; aber Madame Montenlair präſentirt ihre Gläschen mit Kirſchwaſſer. Man nimmt ſie und trinkt. Felicie verſichert, das Kirſchwaſſer ſey köſtlich, nimmt die Zündhölzchen, welche Madame Montenlair auf den Tiſch gelegt hat, dankt ihrer Nachbarin und entfernt ſich mit einer anmuthigen Verbeugung.

»Ein ſehr hübſches Mädchen,« ſagte Alexander, als Felicie fort iſt. »Welch ein reizender Wuchs! . . . habt Ihr den Fuß geſehen?«

»Ja wohl, ein wunderhübſches Füßchen, zart und ſchön geformt . . . kein Plattfuß, worauf man ſtehend ſchlafen kann!« ſagt Collinet, indem er verſtohlen ſein Glas füllt.

»Und welch ein geiſtvolles Auge!« ſetzt Gaſton hinzu; »welche ſüße, ſchmelzende Stimme! Wer würde glauben, daß ſie bald zweiundzwanzig Frühlinge zählt?«

»Meine lieben Nachbarn, das iſt der Vorzug: das Stumpfnäschen; mit einem ſolchen Näschen ſcheint man länger jung. Wenn ich eine Stumpfnaſe hätte, würde ich in Bordeaux noch Soubrettenrollen ſpielen . . .«

»Wirklich? Wenn ich alt werde, will ich mir die Naſe mit Fauſtſchlägen hineintreiben . . . das Fräulein drückt ſich ſehr gewandt und richtig aus; ſie muß eine gute

Digitized by Google

Erziehung genoſſen haben . . . glauben Sie nicht auch, Madame Montenlair?«

»Meine Herren, ſie iſt allerdings ſehr hübſch, und beſitzt alle Eigenſchaften, welche nothwendig ſind, um zu gefallen . . . ſie iſt geiſtreich und gebildet; aber ſie wollte mir nicht ſagen, womit ſie ſich beſchäftigt, und das gefällt mir nicht . . . haben Sie wohl bemerkt, wie ungeduldig ſie über meine ganz natürlichen Fragen wurde?«

»Ja,« antwortete der kleine Schreiber, »ich habe ſehr gut bemerkt . . . ſie hingegen weiß ganz genau, womit wir Alle uns beſchäftigen.«

»Das iſt gar nicht zu verwundern,« entgegnete Alexander. »Madame Ador wird es ihr geſagt haben. Ehe ſie eingezogen iſt, wird ſie ſich erkundigt haben, wer im Hauſe wohnt . . .«

»Das macht ihr alle Ehre,« ſagt Gaſton; »habt Ihr geſehen, wie ſchön und edel ihre Stirne iſt?«

»Jetzt iſt Gaſton im Zuge . . . Du biſt in ſie verliebt, nicht wahr, Gaſton?«

»O ja . . . ſie hat mir den Kopf verdreht.«

»Mir auch . . .«

»Und mir auch.«

»Aber Collinet trinkt trotz ſeiner Liebesſehnſucht alles Kirſchwaſſer aus . . . Madame Montenlair, wenn Sie nicht Acht geben, wird er die Flaſche leeren.«

»Mein Gott! er möge trinken, wenn es ihm ſchmeckt.«

»Dann will ich auch trinken; meine neue Leidenſchaft hat mir den Appetit noch nicht geraubt . . . Sie war eben aus dem Theater gekommen, aber gewiß nicht allein.«

»Ohne Zweifel mit ihrem Geliebten. Sie iſt zweiundzwanzig Jahre alt, ſchön und geiſtreich: ſie muß zum aller-

Digitized by Google

wenigſten einen Geliebten haben, und wenn ſie nur Einen Freund hat, ſo iſt ſie ein ſehr ehrbares Mädchen . . .«

»Alexander, wer wird wohl ſogleich Arges denken? Warum ſollte ſie nicht ſittſam ſeyn?«

»Weil ſie allein wohnt; weil ſie keine Eltern bei ſich hat; weil ſie ſchon gereiſt iſt; weil ſie wieder nach Paris gekommen iſt und uns nicht ſagen wollte, womit ſie ſich beſchäftigt . . . vermuthlich weil ſie gar nichts thut . . . und wenn ein junges Mädchen allein wohnt und nichts thut, dann weiß man ſchon, was ſie thut.«

»Ich gebe meinem Nachbar Alexander nicht ganz Unrecht,« ſagte Madame Montenlair; man muß indeß nicht zu voreilig urtheilen . . . oft trügt der Schein.«

»Und überdies,« erwiederte Gaſton, »wäre ihr der Schein günſtig: ſie iſt gebildet, drückt ſich gut aus, hat keinen ſchlechten Ton . . .«

»Ich bedaure, daß ich nicht gefragt habe, was ihr Vater war.«

Sie würde es vielleicht auch nicht geſagt haben . . . Die Hausmeiſterin, welche über alle Hausbewohner ſo genau Auskunft zu geben weiß, wird uns wahrſcheinlich ſagen können, was ſie treibt.«

»Das iſt wahr . . . Aber jetzt wollen wir zu Bett gehen, denn es iſt Mitternacht vorüber, und wir rauben der Nachbarin den Schlaf . . .«

»O nein, meine Herren, ich lege mich nicht gerne früh ſchlafen; ich habe immer gefunden, daß die Zeit des Schlafes verlorne Zeit iſt.«

»Das iſt wohl wahr . . . ich verliere dann ſehr viel Zeit . . . Apropos, Nachbarin, kennen Sie im Hauſe einen gewiſſen Loupard, der eine Knabenſchule hat?«

Digitized by Google

»Ich habe ihn zuweilen im Vorbeigehen geſehen; er ſieht etwas ärmlich aus . . .«

»So! das iſt mir nicht lieb; ich habe einen Wechſel bei ihm einzucaſſiren. Morgen Früh werde ich ihn aufſuchen . . . Gute Nacht, Madame Montenlair!«

»Gute Nacht, meine Herren.«

Die drei jungen Leute entfernen ſich. Jeder von ihnen bleibt vor ſeiner Thür ſtehen.

»Ich werde von der ſchönen Nachbarin im fünften Stock träumen,« ſagte Alexander.

»Ich auch.«

»Und ich werde wachend von ihr träumen.«

»Wir müſſen uns verſtändigen. Die ſchöne Nachbarin gefällt uns allen dreien . . . wir wollen ihr den Hof machen, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Ach! wenn ſie mich lieben könnte!«

»Wir wollen deshalb keine Feinde werden . . . es iſt albern, ſich wegen einer Schürze zu entzweien.«

»Und es fällt doch alle Tage vor.«

»Wir wollen offen und ehrlich handeln . . . Der Liebenswürdigſte wird ohne Zweifel den Sieg davontragen; aber der ihr Herz erobert, muß es den Andern ſagen, damit ſie ſogleich ihre Bewerbungen einſtellen, und wir bleiben nichtsdeſtoweniger gute Freunde, nicht wahr?«

»Gut, es bleibt dabei.«

»Wir wollen uns zum Bunde die Hände reichen, wie die drei Eidgenoſſen . . . Jetzt iſt der Bund geſchloſſen, es iſt kein Rücktritt mehr möglich . . . Gute Nacht!

»Gute Nacht!«

»Halt! ich hätte den gewonnenen Gegenſtand beinahe

Digitized by Google

vergeſſen . . . Da ſieht man, wie man über einem hübſchen Geſichtchen die Geſchäfte vergeſſen kann. Laß mich ein, Collinet, ich will den Gegenſtand holen.«

»Morgen ſollſt Du ihn haben.«

»Nein, ich will ihn dieſen Abend haben. Du könnteſt ihn dieſe Nacht zerbrechen.«

Alexander geht in das Zimmer des kleinen Schreibers und holt triumphirend den bewußten Gegenſtand.

V.

Lehrer und Zögling.

Alexander iſt ungewöhnlich früh aufgeſtanden, um den Schulmeiſter im zweiten Hofe aufzuſuchen, denn er brauchte Geld. Die Erinnerung an die ſchöne Nachbarin im fünften Stocke hat ihm den Schlaf nicht geraubt; nicht als ob ihm Felicie gleichgiltig geworden wäre, ſondern weil er ſeiner Eroberung gewiß zu ſeyn glaubt. Seine beiden Nebenbubler fürchtete er durchaus nicht. Collinet iſt weder ein ſchöner Mann, noch einnehmend in ſeinen Manieren, und Gaſton iſt zu blöde, um die von der Natur erhaltenen Vorzüge zu benützen.

Um ſieben Uhr verläßt Alexander ſein Zimmer; er bleibt auf dem Gange ſtehen und ſchaut in den fünften Stock hinauf, aber es thut ſich keine Thür auf. Er möchte gern hinaufgehen und der holden Schönen ein Morgenſtändchen bringen; aber ſeine leeren Taſchen nöthigen ihn dieſen Plan aufzugeben oder wenigſtens aufzuſchieben.

»Zuerſt müſſen die Geſchäfte erledigt werden. In der

Digitized by Google

Liebe geht's wie im Kriege: was braucht man, um die Feindseligkeiten zu eröffnen? Geld, immer Geld!«

Er eilt die Treppe hinunter, geht über den ersten Hof und betritt den zweiten, der ihm noch unbekannt war; er bemerkt die verkümmerte Fichte und sieben bis acht Knaben, die sich alle Mühe geben, in dem kleinen vergitterten Raume zu laufen. Ueber den Fenstern links liest er folgende Inschrift:

»Primärschule. Knaben werden in Kost und Aufsicht genommen.«

»Dort muß es seyn,« denkt Alexander und betritt eine schmale Hausflur, welche die beiden ebenerdigen Wohnungen trennt. Er öffnet eine Thür und befindet sich in Loupard's Schulzimmer. Es ist eine große, mehr lange als breite Stube, Tapeten sucht man vergebens; wahrscheinlich hat man gedacht, die Kinder würden sie zerreißen. Die Stelle der Tapetenmuster vertreten zahlreiche Tintenflecke, Karrikaturen von allen Größen, ungeheuerliche Nasen und Ohren und Namen und Zahlen — Alles mit der Feder, mit dem Bleistift, selbst mit Kohle gezeichnet. Die Schulstube bekommt dadurch das Aussehen einer permanenten Ausstellung jugendlicher Kunstbestrebungen.

Mehr als die Hälfte der Schulstube ist mit hölzernen Bänken und schmalen schrägen Tischen besetzt. In dem leer gebliebenen Raume sieht man einen großen Tisch von schwarz angestrichenem Holze und einen vormals mit Leder überzogenen Lehnstuhl, der aber nur noch einige Fetzen von seiner früheren Toilette aufzuweisen hat. Tisch und Lehnstuhl stehen auf einer etwa acht Zoll über den Fußboden erhabenen Erhöhung und hinter derselben hängt eine große Schiefertafel an der Wand.

Digitized by Google

»Diable! Diable!« denkt Alexander, indem er ſich umſieht, »alles dies iſt ſo einfach, daß man's beinahe dürftig nennen könnte. Ich weiß wohl, daß die hoffnungsvollen jungen Staatsbürger, die dort polniſchen Bock ſpielen, kein prachtvolles Schulzimmer brauchen; aber dies ſcheint mir doch gar zu puritaniſch ... Niemand da; ſollte der Schulmeiſter noch ſchlafen? Das iſt nicht wahrſcheinlich, wenn man nicht reich iſt, pflegt man früh aufzuſtehen ... ich will die Zöglinge fragen.«

Alexander öffnete ein Fenſter und ruft den ſich herumtummelnden Knaben zu:

»Meine jungen Herren, können Sie mir ſagen, wo Herr Loupard zu finden iſt? Sie würden mir einen Gefallen thun . .«

Die Knaben ſahen einander erſtaunt an, einige fangen an zu lachen, andere ſtecken die Zunge aus und alle rufen:

»Seht den da! ... Was will er? ... Es iſt ein Großer ... Ei! der will in die Schule ... Ha! ha! ha!«

»Sehr verbunden, meine jungen Herren!« erwiederte der »Große«. »Wenn man Sie hieher ſchickt, um die Zunge ausſtrecken und eine Naſe drehen zu lernen, ſo haben Sie vortreffliche Fortſchritte gemacht; aber dadurch erfahre ich nicht, wo ich Ihren Lehrer finden kann.«

»Was meint er?«

»Wollen Sie mit uns ſpielen?«

»Haben Sie einen elaſtiſchen Ball?«

»Kaufen Sie uns einen Drachen.«

»Sehet, er lacht! ... er lacht!«

»Da kommt Herr Loupard!«

Das Schreien und Lärmen der Knaben hört plötzlich auf. Alexander erräth die Urſache, als er einen langen dürren

Digitized by Google

Mann mit einem pergamentenen Geſicht kommen ſieht. Die Kleidung des Schulmeiſters beſteht in einem langen grünlichen Ueberrocke, der von oben bis unten hermetiſch zugeknöpft iſt, ſo daß Weſte und Beinkleider ſelbſt für den ſchärfſten Beobachter ein Geheimniß bleiben. Ein farbiges Halstuch, wie ein Strick zuſammengedreht, war Alles was aus dem myſteriöſen Ueberrock hervorragte. Dann kam ein langes knochiges Geſicht, welches einen gewiſſen Ernſt affectirte, aber trotz des Schirmes einer geraden Mütze, welcher den oberen Theil des Geſichts beſchattete, keinen ſehr ſtrengen Ausdruck hatte.

Loupard, denn er war es, hatte ſo eben eingekauft. In der linken Hand trug er eine blecherne Büchſe mit Milch, unter dem Arm ein rundes Brot. Seine rechte Hand war noch mehr belaſtet: ſie trug einen alten ſchmutzigen Korb mit Kohlen und auf den Kohlen lagen einige Kartoffeln, welche bereits etwas von der Farbe der Kohlen angenommen hatten. Der übrige Mundvorrath, welcher ebenfalls an den Kohlen Platz gefunden hatte, beſtand aus einem halben Viertelpfund Butter einer Düte mit Kaffeh und einem Töpfchen Syrup. Dieſes Töpfchen war insbeſondere der Gegenſtand ſeiner zärtlichen Sorgfalt, denn die mindeſte Bewegung der Kartoffeln konnte es umwerfen und den Syrup auf die Kohlen ſchütten. Er trug daher den Korb, welchem der Henkel fehlte, wie ein Schöffe einem Sieger die Schlüſſel einer Stadt überreicht.

Als Loupard einen Fremden in ſeiner Schulſtube erblickte, war ſeine erſte Sorge das Verbergen der eingekauften Gegenſtände, den er will nicht merken laſſen, daß er keinen Dienſtboten hält und ſeine Lebensbedürfniſſe ſelbſt holen muß. Er vermuthete in dem Unbekannten den Vater neuer Zög-

Digitized by Google

linge, die man ihm anvertrauen will. Mit einer geſchickten Bewegung ſchiebt er das runde Brot in ſeine Rocktaſche, in welcher es jedoch nur zur Hälfte Platz findet. Um den Milchtopf zu verbergen, wendet der Schulmeiſter einen andern Kunſtgriff an. Er knöpft den unterſten Knopf auf und ſteckt den Topf unter den Rockſchoß, unter welchen er natürlich auch ſeine Hand verſtecken muß.

Alles dies geſchieht mit ziemlicher Gewandtheit, aber es bleibt noch der Korb zu verbergen, der natürlich weder in der Taſche noch unter dem Rockſchoß Platz findet. Loupard findet keinen Ausweg, als den Korb auf den Rücken zu halten. Bei der haſtigen Bewegung kommt indeß der Syruptopf in Gefahr, und dieſe quälende Sorge ſetzt den armen Pädagogen ſo in Verlegenheit, daß er ſein Brot zur Erde fallen läßt und einen Theil der Milch ausſchüttet.

»Habe ich das Vergnügen, mit Herrn Loupard zu ſprechen?« ſagt Alexander, die linkiſche Verbeugung des Schulmeiſters erwiedernd.

»Ja, mein Herr, ich bin Loupard. Ich bitte um Entſchuldigung, daß ich Sie empfange . . . Aber in der Frühe . . . ich weiß nicht wo meine Köchin iſt . . .«

»Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Loupard, Sie laſſen Aepfel aus der Taſche fallen . . .«

»Glauben Sie? Laſſen Sie es nur gut ſeyn, es hat nichts zu bedeuten.«

»Und auch die Kohlen fallen auf die Erde . . .«

»Wirklich! . . . Kohlen? . . . nicht möglich!«

Der arme Pädagog, der ſeinen Korb durchaus nicht zeigen will, wird roth wie ein Krebs, während er den Korb auf dem Rücken ins Gleichgewicht zu bringen ſucht. Aber Ale-

Digitized by Google

rander, der Mitleid mit ſeiner Verlegenheit hat, nimmt ihm mit einer raſchen Flankenbewegung den Korb und ſtellt ihn auf eine Schulbank.

»Erlauben Sie, daß ich Ihnen etwas abnehme ... Ich weiß wohl, wie viel eine Haushaltung zu thun macht; ich gehe zuweilen ſelbſt auf den Markt und ich finde es vortheilhaft: ich kaufe billiger als mein Groom ... Man wird von den Dienſtleuten immer beſtohlen.«

»In der That, mein Herr, ich wüßte nicht was ich thun ſollte ... meine Köchin muß ſich verloren haben ...«

»Mein Groom verliert ſich ſehr oft, ich ſehe ihn zuweilen in acht Tagen nicht ... Die Dienſtboten ſind wirklich eine Plage; wenn man ſie nur entbehren könnte!«

»Das iſt wahr ... wünſchen Sie mir einen Zögling anzuvertrauen? Ich lehre leſen, ſchreiben und die drei erſten Species der Rechenkunſt; bis zur Diviſion gehe ich nicht ... ausgenommen bei Knaben, die älter als ſieben Jahre ſind, und dann werden fünfzig Centimes monatlich mehr bezahlt.

»Entſchuldigen Sie, Herr Loupard, ich bin nicht gekommen, um Ihnen einen Zögling anzuvertrauen.«

Das Geſicht des Schulmeiſters verfinſtert ſich, und er thut ſich nun keinen Zwang mehr an; er nimmt den Syruptopf aus dem Korbe und wiſcht die Kartoffeln mit dem Schnupftuch ab.

»Herr Loupard,« fährt Alexander fort, »die Veranlaſſung meines Beſuches iſt ein »Nöthigenfalls ...«

»Wie, mein Herr, deshalb kommen Sie in mein Schulzimmer!« erwiedert der Pädagog verdrießlich. »Und ich habe meine Milch ausgeſchüttet! ... Gehen Sie in den Hof, eine kleine gelbe Thür ...«

Digitized by Google

»Sie haben mich mißverſtanden, Herr Loupard; ich würde mir gewiß nicht die Erlaubniß genommen haben, wenn ich...«

»Was wünſchen Sie denn?«

»Sie werden ohne Zweifel einen gewiſſen Herrn Bodinet kennen.«

»Bodinet!« erwiedert der Pädagog mit einem Blick zum Himmel. »Ob ich ihn kenne... Bodinet! ach ja, leider kenne ich ihn... ich wünſchte, daß ich ihn nie geſehen hätte...«

»Ich habe hier einen kleinen Wechſel von fünfzig Francs mit der Unterſchrift dieſes Herrn Bodinet, den ich nicht kenne. Ich habe dieſen Wechſel von meinem Oheim erhalten. Man hat große Mühe gehabt, dieſen Herrn Bodinet aufzufinden, weil er immer vor Sonnenaufgang ausgeht... endlich hat man ihn angetroffen, aber er hat nicht gezahlt.«

»O! das wundert mich gar nicht.«

»Er ſagt, daß er kein Geld habe. Das iſt allerdings ein triftiger Grund; aber er zeigte die unten auf dem Wechſel ſtehenden Worte... Belieben Sie ſelbſt zu leſen.«

Der Schulmeiſter hält das Papier vor die Naſe, was auf Kurzſichtigkeit zu deuten ſcheint, und er lieſt, nach jedem Worte einhaltend:

»Nöthigenfalls... bei Herrn Loupard... Inſtitutsvorſteher... Vorſtadt Montmartre... Was bedeutet dieſer ſchlechte Spaß, mein Herr?«

»Sie ſcheinen ebenfalls nicht ſehr eingeweiht in Handelsgeſchäfte, Herr Loupard. Es bedeutet, daß Herr Bodinet nicht zahlt und daß man das Recht hat zu fragen, ob Sie für ihn zahlen, um ſeine Unterſchrift zu honoriren... Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß es mir ſehr angenehm ſeyn würde, wenn Sie für ihn zahlten.«

Digitized by Google

»Ich ſoll für den Taugenichts zahlen! Das fehlte noch ... Er muß ſehr frech ſeyn, daß er dieſes ... Nöthigenfalls nennen Sie es?«

»Ja, es iſt der übliche Ausdruck. Sie haben alſo kein Geld von Bodinet?«

»Geld von ihm! Nein, aber ich habe etwas Anderes von ihm, das ich Ihnen zeigen will.«

Der Schulmeiſter tritt ans Fenſter und ruft:

»Heda! Ariſtides Bodinet, kommt herein!«

Eine weinerliche Knabenſtimme antwortet: »Ich habe Bertrand meinen Kreiſel geliehen und er will mir ihn nicht zurückgeben. Ich will meinen Kreiſel haben!«

»Du bekommſt ihn nicht! Warum haſt Du mir meinen Ball zerſchlagen?«

»Ich habe ihn nicht zerſchlagen, ſondern Finat.«

»Nein, Du haſt's gethan!«

»Gib mir meinen Kreiſel wieder, oder ich prügle Dich!«

Loupard ſteckt der Kopf zum Fenſter hinaus und ruft aus Leibeskräften:

»Wenn Ihr nicht ſchweiget, ſo werde ich mit dem Stock Ruhe ſtiften! ... Komm herein, Ariſtides!«

Ein kleiner Knabe von kaum fünf Jahren kommt in das Schulzimmer. Es iſt ein Blondkopf mit lebhaften Augen und friſchen rothen Wangen. Solche heitere Geſichter liebt man bei Kindern um ſo mehr, als ſie bei Erwachſenen ſehr ſelten ſind.

Der Anzug des kleinen Knaben beſteht aus einer an beiden Ellbogen zerriſſenen Jacke, aus einer Weſte, die nur noch zwei Knöpfe hat, und aus vielfach geflickten Hoſen, aus welchen gleichwohl ein Zipfel des Hemdes hervorhängt. Die zu kurzen Hoſen reichen nicht bis auf die zerriſſenen Schuhe

Digitized by Google

hinab. Dieſer mehr als beſcheidene Anzug hindert den Kleinen nicht, ſich ſo ſtolz wie ein Page zu nähern. Er iſt roth wie ein Kampfhahn, und ſeine Haare ſind zerrauft, denn der Streit um den Kreiſel hatte bereits zu Thätlichkeiten geführt.

Der Knabe geht gerade auf den Schulmeiſter zu und klagt:

»Herr Loupard, Bertrand hat mich gekratzt, ich habe ihn ins Geſicht geſchlagen . . . Er ſagt, ich ſey ſchuld, daß er aus der Naſe blutet . . . Er ſoll mir meinen Kreiſel wieder geben, oder er ſoll ſehen . . .«

»Still! Ariſtides, und ſteh ruhig, wenn es möglich iſt. Später werde ich den Streit beilegen . . . Mein Herr, Sie ſehen dieſen Knaben?«

»Ja, er iſt ſehr drollig, mir gefällt ſein aufgewecktes Geſicht. Er iſt gewiß nicht dumm?«

»O nein, dumm iſt er nicht; er ſtellt zuweilen Fragen, die in ſeinem Alter nicht zu erwarten ſind. Er hat ſchöne Anlagen, er iſt etwas unruhig und ſtreitſüchtig, aber im Grunde nicht ſchlecht, und vor allem kein Duckmäuſer. Dieſer Knabe iſt der Sohn des Bodinet, er brachte mir ihn vor einem Jahre. Der Kleine war gekleidet, wie Sie ihn jetzt ſehen, nur waren ſeine Sachen in beſſerem Zuſtande; aber in einem Jahre nutzen die Kinder ſehr viel ab . . . Sein Vater, der ſich ein vornehmes Anſehen gab, ſagte zu mir: Ich will Ihnen meinen Sohn anvertrauen; lehren Sie ihm Vielerlei, vor Allem aber wie man Geld macht, das iſt die nützlichſte Wiſſenſchaft. — Ehe man Geld machen lernt, erwiederte ich, muß man leſen und ſchreiben lernen. Wir haben allerdings Leute, welche es ohne Leſen und Schreiben weit gebracht haben, aber es ſind Ausnahmen. Zuerſt muß ich darauf ſehen,

Digitized by Google

daß der Knabe artig, fleißig und folgſam ſey, damit er ſpäter ein braver, ehrlicher Mann werde. — Der Papa, welcher ſehr zerſtreut ſchien, erwiederte: »Ich verlaſſe mich ganz auf Sie. Sie werden ihn ganz zu ſich nehmen und für Alles ſorgen, für Unterricht, Wäſche und Koſt . . . Er ißt ſehr wenig; wir werden uns dann ausgleichen.« »Entſchuldigen Sie,« erwiederte ich, »es iſt nicht meine Gewohnheit, Knaben in die Koſt zu nehmen, indeß wenn es Ihr Wunſch iſt, ſo will ich Ihren Knaben zu mir nehmen. Für das erſte Jahr haben Sie dreihundert Francs zu bezahlen, in der Folge mehr.« »Gut,« antwortete Bodinet, »es iſt nicht zu theuer, es bleibt bei der Abrede. Behalten Sie ihn.« Er wollte gehen, aber ich hielt ihn zurück und machte ihm bemerklich, daß ich für hundert Thaler den Knaben nicht mit Kleidern und Wäſche verſorgen könne. »Kleider und Wäſche!« ſagte Bodinet, indem er ſich hinter dem Ohr kratzte; »der Kleine hat ja zwei Hemden auf dem Leibe und ein zweites Paar Strümpfe in der Taſche; iſt das für die erſten Monate nicht genug?« »Sie ſcherzen mein Herr; er braucht wenigſtens ein halbes Dutzend Hemden, eben ſo viele Schnupftücher und Strümpfe, eine Blouſe, zwei Paar Schuhe, u. ſ. w.« »Gut, ich werde Alles im Laufe der Woche ſchicken. Hier iſt meine Adreſſe.« Er wollte gehen, aber ich hielt ihn wieder zurück und ſagte zu ihm: »Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, was üblich iſt. Wenn man ein Kind in die Koſt gibt, ſo zahlt man immer ein Vierteljahr voraus; in einigen Häuſern verlangt man ſogar halbjährige Vorausbezahlung, aber ich will mich mit drei Monaten begnügen. Sie haben mir alſo fünfundſiebzig Francs zu zahlen.«

»Bodinet machte ein ſeltſames Geſicht, er griff in alle ſeine Taſchen und überreichte mir endlich dreizehn Francs

Digitized by Google

fünfzig Centimes mit den Worten: Ich habe nicht mehr bei mir, ich will Ihnen den Reſt mit den Kleidern des Kleinen ſchicken. — Aber ich wollte mich nicht mit den dreizehn Francs begnügen; dann nahm er ein Packet, welches er auf eine Bank gelegt hatte. — »Sie haben wenig Vertrauen zu mir, ſagte er mit wichtiger Miene, ich will Ihnen zeigen, daß ich Vertrauen zu Ihnen habe. Ich will Ihnen für tauſend Francs Werth laſſen; es gilt mir gleich, ich bin mit Waaren überladen. Sie werden jetzt hoffentlich wegen des Koſtgeldes nicht mehr in Sorgen ſeyn.«

»Er öffnete ſein Packet. Ich erwartete Gold- und Silberſachen zu ſehen, aber das Packet enthielt nur Schnupftabacksdoſen . . . Etwa zwanzig von verſchiedenen Formen und Größen. Ich werde Ihnen ſogleich einige davon zeigen. »Ich bin kein Kenner von Doſen, denn ich ſchnupfe nicht.«

»Alle dieſe Doſen,« ſagte er, »ſind ſehr werthvoll; einige ſind von Platina, andere von Perlmutter, von Ebenholz; ſie ſind im Durchſchnitte fünfzig Francs das Stück werth. Wenn Sie indeß Gelegenheit finden einige für zwanzig Francs anzubringen, ſo erlaube ich es Ihnen. Jetzt haben Sie hinlängliche Bürgſchaft, ſie ſind mein Dépôt, mein Dock, und nöthigenfalls werde ich mich an Sie wenden. In Kurzem werde ich Sie wieder beſuchen.«

»Er ging fort, ohne von ſeinem Knaben Abſchied zu nehmen. Ich geſtehe, daß ich mitten unter den Tabaksdoſen ganz verdutzt blieb. Kurz, ich behielt den Kleinen. Ein Monat verging und ich ſah Bodinet nicht wieder. Ich begab mich in das Haus, welches er mir angegeben hatte, man ſagte mir: er iſt auf dem Lande, man weiß nicht wann er zurückkommt. Unterdeſſen zerriß der Knabe ſeine beiden Hemden und ſeine zwei Paar Strümpfe. Es verging wieder ein Mo-

Digitized by Google

nat und kein Bodinet erſchien . . . Ich verſuchte einige Doſen zu verkaufen, man bot mir fünfunddreißig Sous für die ſchönſten. Ich wollte ſie um dieſen Preis nicht hergeben, ich fürchtete dem Herrn unrecht zu thun . . . So verging ein Monat nach dem andern. Bodinet zog aus, ohne mir ſeine Adreſſe zu laſſen, und kümmerte ſich nicht mehrum den Knaben. Ich hätte mich bei dem Polizeicommiſſär beklagen können; aber ich hatte nicht den Muth dazu; der Kleine iſt mir lieb geworden, obſchon er ſehr unruhig iſt; er hat große Anlagen, er lernt alles was man will. Ich dachte: es wäre ſchade ihn zu verſtoßen; er ißt zwar viel für ſein Alter, aber er iſt nicht lecker und ißt Alles was man ihm gibt. Ich habe ihn alſo behalten, ich kleide ihn ſo gut als ich kann . . . und das fällt mir ſchwer, denn ich ſelbſt . . .«

Loupard macht eine Bewegung, um ſeinen Ueberrock auseinanderzuſchlagen und ſeine Beinkleider zu zeigen; aber er beſinnt ſich und ſetzt hinzu:

»Zum Unglück iſt der Winter vor der Thür, ich fürchte, daß der Kleine nicht warm genug gekleidet iſt . . . Doch der Himmel wird mir vielleicht einige gute Zöglinge ſchicken, und ich werde Sorge tragen, ihm alles Nothwendige zu geben. Glauben Sie jetzt noch, daß ich die Unterſchrift Bodinet's honoriren ſoll?«

Alexander hat dem Schulmeiſter aufmerkſam zugehört. Dieſer Mann, den er anfangs lächerlich gefunden hatte, erſcheint nun ganz anders in ſeinen Augen; er ſieht in ihm nur noch einen edlen gefühlvollen Mann und reicht ihm gerührt die Hand.

»Herr Loupard, es freut mich, Ihnen die Hand zu drücken.«

»Sie erweiſen mir zu viel Ehre . . .«

Digitized by Google

»Nein, die Ehre iſt auf meiner Seite, denn Sie ſind ein braver Mann. Man ſieht, daß Sie nicht reich ſind und gleichwohl behalten Sie einen Knaben, für welchen kein Koſtgeld gezahlt wird. Sie theilen mit ihm das Wenige, was Sie haben, und vertreten bei ihm die Stelle ſeines unnatürlichen Vaters. Ja, Sie ſind ein Ehrenmann; ich bin ein etwas loſer Vogel, ich verzehre was ich verdiene, zuweilen ſogar mehr als ich verdiene . . . Aber wenn ich einen Knaben hätte, würde ich doch für ihn ſorgen. Dieſer Bodinet iſt ein elender Wicht . . .«

»Ach! das ſollten Sie in Gegenwart des Knaben nicht ſagen.«

»Er hört nicht darauf, er koſtet den Syrup . . . Ariſtides, was machſt Du da?«

»Ich ſehe zu, ob der Syrup gut iſt. Nicht wahr, ich bekomme davon zum Frühſtück?«

»Du wirſt davon auf Brot bekommen, wenn Du artig biſt. Wenn nicht, ſo gibt es nur trockenes Brot.«

»O weh! . . . das ſagt er nur ſo, der Papa Loupard, aber er gibt mir nie trockenes Brot, darum hab' ich ihn auch lieb, er iſt mein Freund. Nicht wahr, Du biſt mein Freund?«

Der Knabe umſchlingt ein Knie ſeines Lehrers. Dieſer ſieht Alexander an und ſagt leiſe:

»Der kleine Schalk weiß ſchon, wie er mich beſchwatzen kann; man kann ihm nicht böſe ſeyn . . . Soll ich Ihnen die Tabaksdoſen zeigen? Sie können mir vielleicht ſagen, was ſie werth ſind.«

»Es iſt nicht nöthig, Herr Loupard, ich kenne Ihre Doſen ſehr gut, ich weiß aus welcher Fabrik ſie ſind; ſie ſind von meinem Onkel geliefert. Deshalb hatte ihm Bodinet

Digitized by Google

einen Wechſel auf fünfzig Francs ausgeſtellt. Der Werth einer Doſe beträgt fünfundzwanzig bis vierzig Sous, ich rathe Ihnen ſie zu dieſem Preiſe hintanzugeben.«

»Und er ſagte, das Paquet ſey tauſend Francs werth . . . Wie kann man doch gar ſo lügen!«

»Ich kann Ihnen ſeine Adreſſe geben; er wohnt jetzt Rue Galande Nr. 7 oder 9 . . . Aber man findet ihn nie.«

»Ich will wenigſtens noch einen Verſuch machen; er ſoll wenigſtens Winterkleider für ſeinen Sohn kaufen.«

»Es iſt wahr, der arme Kleine iſt ſehr dürftig gekleidet.«

»Stecke doch dein Hemd ein, Ariſtides.«

»Es kommt immer wieder heraus,« antwortete der naive Knabe; »es iſt ein Loch . . .«

»Geſtern war das Loch noch klein, Du wirſt es, wie gewöhnlich, beim Balgen größer geriſſen haben.«

Alexander liebkoſt den Kleinen, der ihn lächelnd anſieht.

»Du biſt alſo ein kleiner Raufbold, Ariſtides?«

»Nein, ich ſpiele nur.«

»Wie alt biſt Du?«

»Bald fünf Jahre.«

»Dich friert an den Ellbogen, nicht wahr?«

»Nein, wenn mich friert, ſo ſchlage ich die Hände um die Schultern.«

»Das iſt recht gut für die Hände; aber deine Hoſen ſind zerriſſen . . . Willſt Du mit mir kommen?«

»Wohin?«

»Zu mir. Es iſt nicht weit, ich wohne im Hauſe. Ich will Dir Zuckerwerk geben.«

Digitized by Google

»Ja, ich will mitgehen, wenn Herr Loupard es erlaubt.«

»Wir wollen ihn um Erlaubniß bitten.«

Alexander geht zu dem Schulmeister, welcher seine Lebensmittel auspackt.

»Herr Loupard, ich bin Ihr Nachbar; ich heiße Alexander Grandmoulin, ich wohne hier im Hause. Ich bin nicht reich, aber ich werde wohl einige alte Kleider haben, aus denen man einen Anzug für den Kleinen machen lassen kann. Wollen Sie erlauben, daß ich sie ihm anbiete?«

»Sie sind zu gütig. Ich nehme es im Namen meines Zöglings mit Dank an.«

»Dann komm, Aristides; Herr Loupard, ich hoffe Sie bald zu sehen.«

»Es wird eine Ehre für mich seyn.«

Der lange Alexander nimmt den Kleinen bei der Hand und kömmt mit ihm in den vierten Stock, als Collinet eben fortging, um sich in seine Kanzlei zu begeben.

»Du bist bei dem Schulmeister gewesen?« ruft Collinet seinem Nachbar entgegen. »Bist Du zufrieden? . . . Wer ist der kleine zerlumpte Mann?«

»Was ist das? Was gibt's?« fragte Gaston, der aus seiner Thür schaute.

»Kommt einen Augenblick zu mir,« sagte Alexander, »ich will Euch die Sache erklären. Aristides, komm mit mir.«

Alexander führt den Kleinen in sein Zimmer. Collinet und Gaston folgen ihm. Er erzählt ihnen nun was er von Loupard gehört, und das Benehmen des Letztern gegen den Sohn Bodinet's. Als er seine Erzählung beendet hat, setzt er hinzu:

Digitized by Google

»Ich hoffe, daß Ihr dem armen Schulmeiſter, der für ſich ſelbſt kaum genug hat, die Sorge nicht allein überlaſſen werdet. Sehet wie dürftig der Kleine gekleidet iſt und der Winter iſt vor der Thür. Wir wollen ihm unſere abgelegten Kleider ſchenken, Loupard wird ihm einen Anzug daraus machen laſſen. Der kleine Schelm wird dann wenigſtens dieſen Winter nicht frieren . . . und es wäre ſchade, denn ich verſichere Euch, daß etwas in ihm ſteckt.«

»Du haſt wohl gethan, Alexander,« ſagte Gaſton, indem er den Knaben auf die Wange küßte; »ich eile in mein Zimmer, ich habe ihm viel zu geben.«

»Und Du rührſt Dich nicht, Collinet?«

»Ich . . . Ich glaube nichts zu beſitzen, was dem Kleinen paßt.«

»Darauf kommt es auch nicht an, man wird ihm die Kleider paſſend machen . . . Würdeſt Du es über's Herz bringen können, ihm nichts zu geben?«

Collinet geht ohne zu antworten in ſein Zimmer.

Nach einigen Minuten hatte Alexander einen alten Paletot, eine Tuchhoſe und zwei Weſten gefunden. Gaſton bringt ebenfalls ein Packet mit alten Hemden, Halstüchern und andern Kleidungsſtücken. Man erwartet nur noch die Gabe Collinet's. Endlich erſcheint dieſer mit einem Halskragen und einem baumwollenen Strumpf.

»Das iſt alles, was ich gefunden habe.«

»Wie Collinet, nicht einmal ein vollſtändiges Paar Strümpfe? Den andern Strumpf willſt Du wohl Thereſinen zum Geſchenk machen?«

»Wenn ich den andern gefunden hätte, würde ich ſie beide behalten, ich habe nicht zu viel.«

Digitized by Google

»Was ſoll aber der Kleine mit dem einzelnen Strumpf machen?«

»Er kann ihn als Schlafmütze brauchen.«

»Du thuſt wohl, ein Gerichtsdiener zu werden.«

»Ich befolge das Sprichwort: Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte.«

»Dieſes Sprichwort iſt nur für harte Herzen gemacht.«

»Iſt denn alles dies für mich?« fragte der Kleine.

»Ja, hoffnungsvoller Jüngling, Du wirſt bald ausſehen wie ein Apothekerlehrling im dritten Jahre.«

»Aber es iſt doch auch etwas für meinen Freund Loupard dabei? für mich wäre es zu viel.«

»Du kannſt ihm geben, was Du willſt.«

»Ich gebe ihm Alles, er gibt mir ja zu eſſen.«

»Seht Ihr wohl, der Kleine iſt nicht undankbar; er hat ein Herz, und deſſen kann ſich nicht Jedermann rühmen . . . Nicht wahr, Collinet? . . .«

»Ich muß in meine Kanzlei . . .«

»Ariſtides, kannſt Du Alles dies bis zu Herrn Loupard tragen?«

»O ja, das kann ich wohl.«

»Auf Wiederſehen, Kleiner . . . Vor allem aber ſchlage Dich nicht mehr mit Bertrand.«

»O wenn ich erſt hübſch bin, darf er mich nicht mehr necken, ſonſt . . .«

»Ja, Du haſt recht, wenn er Dich neckt, ſo ſchlage tüchtig auf ihn los . . . Aus dem Jungen kann etwas werden.«

Digitized by Google

VI.

Die Waſſerflaſche.

Als der kleine Ariſtides fort iſt, nimmt Collinet ſeine Acten unter den Arm und ſagt: »Ich gehe.«

»Ich auch,« ſagt Alexander und nimmt ſeinen Hut; »ich muß dieſen Morgen Geſchäfte zu machen ſuchen . . . Gehſt Du aus, Gaſton?«

»Nein, nicht ſo früh, ich will arbeiten.«

Vor der Thür ſehen ſich die drei jungen Freunde an, fangen an zu lachen und ſchauen in den fünften Stock hinauf.

»Haſt Du ſie geſehen?«

»Nein.«

»Und Du?«

»Wen denn?«

»Stelle Dich nur nicht ſo dumm. An wen denken wir jetzt? Denken wir nicht alle Drei an unſere ſchöne Nachbarin?«

»Das iſt wahr . . . Ich habe ſie nicht bemerkt.«

»Ich auch nicht.«

»Wißt Ihr wohl, daß wir nicht mit gleichen Waffen kämpfen? Gaſton iſt ſehr im Vortheil, unſere Geſchäfte nöthigen Collinet und mich das Haus zu verlaſſen, während Gaſton im Stande iſt, den ganzen Tag nicht auszugehen und auf dem Gange zu arbeiten, um der Schönen aufzu-

Digitized by Google

lauern. Zum Glück ist er nicht sehr unternehmend, wir werden uns entschädigen ... Komm, Collinet, unterwegs will ich Dir sagen wo man einzelne Strümpfe verkauft, damit Du künftig nicht mehr in die Lage kommst, ein unvollständiges Geschenk zu machen.«

»O nein, ich bin nicht unternehmend,« sagte Gaston für sich, indem er seinen beiden Freunden nachschaute. »Aber diesesmal will ich es seyn, denn das Bild des schönen Mädchens schwebte mir die ganze Nacht vor der Seele ... Wie hübsch sie ist, wie sanft und geistreich ihr Blick, wie anmuthig ihr Wuchs, wie reizend jede ihrer Bewegungen! Wie dringt ihre Stimme zum Herzen! ... Nein, so habe ich nie geliebt. Aber werde ich ihr gefallen? Vielleicht wird Keiner von uns ihre Gunst erwerben. Gestern beachtete sie mich kaum. Ich sprach auch so wenig mit ihr! Wenn sie jetzt herunterkäme! Mich dünkt, es geht eine Thür auf ...«

Ein Dienstmädchen kommt herunter und lacht den jungen Mann aus, der mit der Feder in der einen Hand und mit einem Heft in der andern auf dem Gange sich herum treibt.

Gaston geht in sein Zimmer, aber als das Mädchen fort ist, öffnet er leise die Thür und kommt wieder heraus.

Als er beinahe zehn Minuten Schildwache gestanden, hört er wieder eine Thür aufgehen, bald darauf kommt eine Dienstmagd herunter. Gaston geht in sein Zimmer und kommt nach einer Weile wieder heraus. Aber es geht wieder eine Thüre auf, und zwar im dritten Stock. Es ist der dicke Herr, der seine gewöhnliche langweilige Promenade machen will. Gaston ergreift begierig die Gelegenheit, auf dem Gange zu plaudern; er lehnt sich über das Treppengeländer und begrüßt seinen Nachbar.

Digitized by Google

»Guten Morgen, Herr Vögl. Sie gehen heute ſehr früh aus.«

»Ah! Ponchour, mossié Gaston! es iſt ſchönes Vetter.«

»Ja, aber es iſt kalt. Sie wollen ſchon ſpaziren gehen?«

»Eh mon Dié! Was ſoll ich thun? Ich weiß nicht womit ich mir die Zeit verdreipen ſoll. Ich langweile mich, ich habe nichts zu thun.«

»Sind Sie kein Freund von Lectüre?«

»O ja, aber die franzöſiſchen Bücher verſtehe ich nicht recht.«

»Dann leſen Sie alſo deutſch?«

»Ja, aber das langweilt mich . . . Wollen Sie eine gute Cigarre?«

»Ich danke Ihnen, mit Vergnügen.«

Gaſton geht in den dritten Stock hinunter; er nimmt die Cigarre, die ihm ſein Nachbar reicht, und ſetzt das Geſpräch eifrig fort.

»Speiſen Sie gewöhnlich im Gaſthauſe, Herr Vögl?«

»Nein, meine Haushälterin kocht; ſie kocht nicht gut, aber ich bin daran gewöhnt.«

»Warum ſpeiſen Sie nicht im Gaſthauſe? Es iſt unterhaltender, es würde Sie zerſtreuen.«

»Das iſt wahr; aber im Kaſthauſe pringt man mir nie was ich eſſen will. Wenn ich ein gepratenes Huhn verlange, ſo pringt man mir eine Speiſe, die man in der Sauce kar nicht erkennen kann; und ſo keht mir's immer . . . kuten Morgen, ich will ſpaziren gehen.«

»Aber ins Theater gehen Sie doch oft, Herr Nachbar? Es füllt mir immer den Abend angenehm aus.«

»Ja, ſehr angenehm . . . aber ich ſchlafe ein, weil ich nicht recht verſtehe; es müßte Jemand mit mir gehen, um mir das Stück zu erklären, dann würde ich es verſtehen.«

»Man nimmt Jemanden mit, eine Dame zum Beiſpiel . . .«

»Ich kenne keine Dame.«

»Sie haben ja zwei Nachbarinnen . . . Zwei Witwen, welche ſich gewiß ſehr freuen würden Ihre Bekanntſchaft zu machen.«

Der dicke Herr neigt ſich zu Gaſton, macht ein pfiffiges Geſicht und ſagt ihm ins Ohr:

»Meine Nachbarinnen ſind nicht hübſch.«

»Ei! Herr Bägl, Sie gehen alſo nur mit hübſchen Damen? Ich ſehe, daß Sie ein Liebhaber ſind.«

»O ja, vor Zeiten war ich ein Liebhaber, aber jetzt bin ich gar nichts mehr . . . Ponchour, ich will ſpaziren gehen.«

Gaſton will den dicken alten Herrn nicht mehr aufhalten; er geht langſam wieder in ſeinen vierten Stock hinauf, er entſchließt ſich in ſein Zimmer zu gehen, ohne jedoch die Thür zuzumachen, ſo daß er ungeſehen alle Vorübergehenden beobachten kann. Er verſucht zu arbeiten, aber es iſt ihm unmöglich eine Scene zu ſchreiben oder ein Couplet zu machen. Statt an ſeinem Stück zu arbeiten, denkt er nur an ſeine ſchöne Nachbarin im fünften Stocke. Bei dem mindeſten Geräuſch ſchaut er auf. Er iſt troſtlos, daß er nichts hört; er ſinnt über einen Vorwand nach, um bei Felicie anzuklopfen; er denkt: Alexander wird ſchon einen Vorwand finden, er wird kein Bedenken tragen, ſich vorzuſtellen . . . Aber ich will ihm zuvorkommen. Sie muß mich lieben, und deshalb iſt es nöthig, daß ich mich erkläre.«

Digitized by Google

Plötzlich hört er Fußtritte auf dem Gange; er steht vom Tische auf, wirft sein Tintenfaß und seinen Stuhl um und eilt vor seine Thür. Er erblickt Madame Montenlair in der Nachtjacke.

Gaston bleibt ganz verlegen stehen und seine Nachbarin geht eilends in ihre Wohnung zurück, indem sie ihm zuruft:

»Guten Morgen, Nachbar . . . Sie haben mir einen Schrecken eingejagt, Sie kamen aus Ihrer Thür wie ein scheues Pferd . . . Sehen Sie mich nicht an, ich bin zu sehr im Negligé.«

Sie kann ganz unbesorgt seyn, denkt Gaston; sie suchen meine Augen nicht. Aber Felicie muß im Negligé reizend seyn!«

Gaston faßt einen raschen Entschluß, er eilt die Treppe hinauf; der Vorwand ist gefunden: er will sie um ein Glas Wasser ersuchen.

Als er die letzten Stufen erreicht hat, geht eine Thür auf und Felicie erscheint vor ihm.

Sie steht still, als sie ihn erblickt. Gaston verliert alle Geistesgegenwart, als ob er über einem Diebstahl ertappt worden wäre, er stützt sich auf das Treppengeländer und stammelt: »Ah! verzeihen Sie, Fräulein . . .«

»Guten Morgen . . . Sie wollten eben heraufkommen?«

»Ja, Fräulein . . . Ich wollte eben . . . Ich würde mir die Erlaubniß genommen haben . . .«

»Brauchen Sie etwas?«

»Ja, ich . . . ich habe Durst und es fehlt mir zufällig an Wasser . . .«

Digitized by Google

»Ich werde Ihnen mit Vergnügen zu trinken geben.«

»Ich bin ſehr indiscret, Mademoiſelle, denn ich kenne Sie erſt ſeit geſtern . . .«

»Warum denn? Nachbaren müſſen einander gefällig ſeyn. Klopfte ich doch geſtern Abends bei der Dame an, die ſo artig und zuvorkommend iſt. Sie iſt wahrſcheinlich ſchon ausgegangen und deshalb dachten Sie an mich?«

»Ja, ſie iſt ausgegangen . . . Ich glaube wenigſtens.«

»Kommen Sie, Herr Nachbar, bemühen Sie ſich gefälligſt herauf.«

Felicie öffnet ihre Thür, macht eine höfliche Verbeugung und ſagt:

»Treten Sie gefälligſt ein. Es iſt nicht ſehr ſchön bei mir, aber Sie werden nachſichtig ſeyn.«

Gaſton iſt höchſt befangen, er ſieht ſich im Zimmer um und ſagt: »O! hier iſt es ſchön!«

»Sie ſehen, daß Alles ſehr einfach iſt.«

»Welch' ein köſtlicher Duft!«

»Ich habe einige Blumen; ſie ſind der ſchönſte Schmuck meines Zimmers. Uebrigens gehören dieſe Möbeln nicht mir. Als ich zu meiner Tante ging, verkaufte ich alles was ich hatte, als ich wieder nach Paris kam, beſaß ich nichts mehr. In einem Hôtel garni zu wohnen, iſt für ein Mädchen nicht ſchicklich, ich freute mich daher, in einem anſtändigen Hauſe eine kleine möblirte Wohnung zu finden.«

»Ich finde dieſes Zimmer reizend . . . Ich möchte hier mein ganzes Leben zubringen.«

Felicie lächelte über Gaſtons Begeiſterung und antwortete:

»Ich glaube, daß Sie weit ſchöner wohnen, Ihr Zimmer iſt wenigſtens nicht unter dem Dach.«

Digitized by Google

»Ich versichere Sie, daß ich mich hier weit besser befinde . . . Man hat hier eine schöne Aussicht.«

»Sie müssen ziemlich dieselbe Aussicht haben.«

Gaston war entzückt; er musterte Alles. Das einfache, aber reinliche Bett, den hübschen kleinen Arbeitstisch, die mit Blumen gefüllten Vasen, den Armsessel, welcher am Fenster stand und ohne Zweifel der gewöhnliche Platz der schönen Bewohnerin war. Er sagte nichts mehr, sein Herz wallte über.

Inzwischen nahm Felicie eine Caraffe, welche sie mit Wasser füllte und auf den Tisch stellte.

»Hier ist was Sie wünschen.«

Gaston fühlt mit Schmerz, daß er nicht länger bleiben kann, denn seine Nachbarin wollte ausgehen, und sie hat vielleicht Geschäfte. Er geht auf die Thür zu und stammelt:

»Ja, richtig, Sie wollten ausgehen, Fräulein . . . Ich will Sie nicht abhalten, entschuldigen Sie.«

Er entfernt sich seufzend. Felicie folgt ihm. Als sie Beide unten auf der Treppe sind, sagt sie:

»Mein Gott, woran denken Sie denn? Sie haben ja die Wasserflasche nicht genommen.«

»Ja, es ist wahr . . . ich habe sie vergessen.«

»Und ich habe sie Ihnen nicht gegeben. Warten Sie.«

In einigen Secunden ist sie die Treppe hinaufgeeilt, hat ihre Thür wieder geöffnet, die Wasserflasche genommen und zurückgebracht.

Gaston, der unschlüssig auf derselben Stelle geblieben ist, ruft ihr entgegen:

»Es thut mir unendlich leid, Fräulein, daß Sie

Digitized by Google

ſich ſo viele Mühe geben. Es iſt meine Schuld, ich bin ganz beſchämt . . .«

»Es hat nichts zu bedeuten . . . Hier iſt die Waſſerflaſche; ich will ſie Ihnen hinuntertragen, denn die Männer verſtehen ſo etwas nicht zu tragen.«

»Nein, ich werde nichtzugeben, daß Sie ſich dieſe Mühe nehmen. Geben Sie mir die Flaſche.«

»Ich werde ſie Ihnen vor Ihrer Thür geben.«

»Ich bitte Sie, überlaſſen Sie ſie mir.«

Gaſton faßt die Waſſerflaſche, welche Felicie oben hält; ſie läßt in dem Augenblicke los, wo Gaſton den Verſuch aufgibt, ihr die Flaſche zu entwinden. Die Flaſche fällt und das Waſſer fließt die Treppe hinunter.

Gaſton iſt ganz beſtürzt, Felicie hingegen fängt an zu lachen.

»Ich bin ſehr ungeſchickt,« ſagt Gaſton endlich.

»O nein, ich habe zu früh losgelaſſen.«

»Es iſt meine Schuld, Fräulein.«

»Es iſt ja kein großes Unglück.«

»Und leicht wieder gut zu machen; ich habe eine ziemlich gleiche Waſſerflaſche . . . Ich will ſie holen . . .«

»Es iſt nicht der Mühe werth . . .«

»Doch! Doch! . . . Ich habe Ihre Flaſche zerbrochen, Sie müſſen die meine nehmen.«

Gaſton eilt in ſeine Wohnung, deren Thür offen ſtand.

»Gut, ich will ſie nehmen; aber ich will ſie ſogleich füllen,« ſagt Felicie, welche ihm folgt.

Gaſton bleibt ganz verlegen ſtehen, als er die Waſſerflaſche nehmen will, denn er bemerkt, daß ſie gefüllt iſt.

Felicie bemerkt es ebenfalls, ſie erröthet faſt eben ſo

Digitized by Google

ſehr wie Gaſton, und beide ſtehen eine kleine Weile vor einander, ohne Worte finden zu können.

»Sie hatten ſich geirrt,« ſagt endlich Felicie, welche Mitleid mit ſeiner Verlegenheit hat; »Ihre Waſſerflaſche iſt ja gefüllt!«

Gaſton ſieht ſie mit zärtlichen, bittenden Blicken an.

In dieſem Augenblicke hört man draußen Madame Montenlair, welche ſingt, auf- und abgeht und ſehr laut ſagt:

»Jetzt bin ich wenigſtens präſentabel ... Aber vorhin, als mein Nachbar mich anredete, fürchtete ich mich vor mir ſelbſt!«

Felicie wirft einen ſchalkhaften Blick auf ihren Nachbar, der wieder ganz beſchämt wird, daß er auf einer Lüge ertappt iſt. Aber Felicie ſcheint nicht ſehr erzürnt zu ſeyn. Es gibt ja Lügen, welche ſehr leicht verziehen werden.

Unterdeſſen iſt Felicie auf die Thür zugegangen und ſagt: »Adieu, Herr Nachbar!«

»Entſchuldigen Sie, Fräulein. Sie wiſſen jetzt, daß ich alles nur geſagt habe, um einen Vorwand zu haben ... Ich wünſchte Sie wieder zu ſehen; ich hoffte, daß Sie herunterkommen würden; ich brachte einen Theil des Morgens auf der Treppe zu, aber Sie kamen nicht, da verlor ich die Geduld. Ich habe die ganze Nacht an Sie gedacht und werde künftig immer an Sie denken.«

»Aber Sie kennen mich ja kaum, Sie haben mich geſtern zum erſten Male geſehen ... Geſtehen Sie nur, Sie fanden mich ... paſſabel; Sie dachten, es ſey ſehr leicht, meine Bekanntſchaft zu machen ... Und jetzt ſagen Sie mir dasſelbe, was Sie allen Frauenzimmern ſagen ... und wovon Sie ſelbſt kein Wort glauben.«

Digitized by Google

»Glauben Sie das nicht, Fräulein. Was ich für Sie empfinde, muß wohl wahr seyn, sonst würde ich nicht den Muth gehabt haben es Ihnen zu sagen. Meine Liebe war stärker als meine Schüchternheit, noch nie habe ich es gewagt so zu sprechen, denn noch nie habe ich empfunden, was ich für Sie fühle . . .«

»Sie werden mir erlauben, daß ich nicht so leichtsinnig glaube . . .«

»Was muß ich denn thun, um Sie zu überzeugen? Reden Sie, befehlen Sie.«

»Vor Allem muß ich mich entfernen; es könnte Jemand kommen und mich hier finden; man würde dann Vermuthungen hegen, die mir nicht günstig wären.«

Gaston läßt ihre Hand los; sie verläßt sein Zimmer und wünscht ihm guten Morgen, ohne den mindesten Zorn zu verrathen.

Gaston folgt ihr, aber als er aus der Thür tritt, ist sie schon unten im dritten Stocke, und er getraut sich nicht ihr nachzulaufen. Er entschließt sich wieder in sein Zimmer zu gehen. Diesesmal macht er die Thür zu, aber er ist seelenvergnügt, er wirft seine Mütze in die Höhe und sagt frohlockend:

»Ich habe gesprochen . . . Ich habe mich erklärt . . . Sie weiß, daß ich sie liebe, und sie sieht gar nicht böse aus! . . . Jetzt fürchte ich mich nicht mehr, ich will eben so unternehmend seyn wie Alexander.«

Digitized by Google

VII.

Die kleinen Geschenke.

Als Gaston wieder in seinem Zimmer ist, fällt sein Blick auf die Wasserflasche.

»Ich habe ihr die Caraffe zerbrochen,« sagt er, »ich muß ihr eine andere geben . . . Ich habe also einen Vorwand wieder zu ihr zu gehen. Ich werde eine sehr hüsche Krystallflasche kaufen und sie ihr bringen wenn sie wieder zu Hause ist . . . Ich will gleich jetzt die Flasche kaufen, denn bleiben kann ich jetzt nicht.«

Er zieht seinen Paletot an und geht fort. Unten findet er Madame Montenlair in eifrigem Gespräch mit der Hausmeisterin; als er vorübergeht, gibt ihm seine Nachbarin vergebens einen vielversprechenden Wink, er bleibt nicht stehen, obschon er ahnt, daß Felicie der Gegenstand des Gespräches ist.

Gaston weiß nicht, wo Wasserflaschen zu verkaufen sind. Er geht aufs Gerathewohl fort und sieht sich nach allen Seiten um. Plötzlich fühlt er sich am Arm ergriffen.

Der Freund, welcher ihn anredet, ist ein junger Schriftsteller, der ihm versprochen hat, gemeinschaftlich mit ihm zu arbeiten. Er ist daher für Gaston eine werthvolle Bekanntschaft, mit deren Hilfe er den ersten Schritt, welcher beim Theater immer der schwierigste ist, machen kann.

Digitized by Google

Die beiden Freunde begeben ſich plaudernd in eine Reſtauration am Boulevard Montmartre. Beim Frühſtück wird der Plan zu einem Stücke entworfen, und dies iſt die Urſache, daß die Mahlzeit ſehr lange dauert. Erſt um drei Uhr kommt Gaſton mit einer hübſchen Waſſerflaſche nach Hauſe.

Aber während Gaſton ſeine Herzensangelegenheit vergaß, um ſich mit dem Theater zu beſchäftigen, iſt Alexander Grandmoulin nicht müßig geblieben. Nachdem er den ganzen Morgen bei Großhändlern und Kaufleuten ſich umhergetrieben, iſt es ihm gelungen, eine Ladung Kaffeh zu verkaufen; er hat ſich ſeine Mäklergebühr vorausbezahlen laſſen, und ſobald er das Geld in der Taſche hat, denkt er nur an die Eroberung ſeiner ſchönen Nachbarin im fünften Stocke. Der Sitte gemäß kauft Alexander einen prächtigen Blumenſtrauß, um mit demſelben ſeine Operation zu beginnen.

»Alle jungen Mädchen,« denkt er, »lieben die Blumen. Felicie ſagte uns überdies geſtern, daß ſie die Blumen im Garten ihrer Tante ſchmerzlich vermiſſe. Ein Strauß wird ihr Vergnügen machen, und ſie wird dieſe Aufmerkſamkeit zu ſchätzen wiſſen.«

Unten im Hauſe erkundigt ſich Alexander, ob Fräulein Felicie zu Hauſe ſey.

»Nein, ſie iſt ſchon in der Frühe fortgegangen,« antwortet Madame Ador, ohne ſich beim Abſchäumen ihrer Suppe ſtören zu laſſen, während ihre Nichte Amanda lüſterne Blicke auf den Blumenſtrauß wirft. Endlich vermag ſich das Mädchen nicht mehr zu halten und ſie ruft ihrer Tante zu:

»Ach, das ſchöne Bouquet! Sehen Sie doch, Tante!«

Digitized by Google

»Ich ſehe ſchon . . . Ich ſehe, daß nicht genug gelbe Rüben darin ſind . . .«

»Gelbe Rüben! in einem ſo zierlichen Bouquet . . .«

»Laſſen Sie doch Ihre Tante bei ihrem Suppentopf, Fräulein Amanda; Sie ſehen ja, daß ihr die ganze übrige Welt gleichgiltig iſt.«

»Ein Bouquet mit Camelien muß in dieſer Jahreszeit ſehr theuer ſeyn.«

»Allerdings, für zwei Sous würden Sie es nicht bekommen haben . . . Sagen Sie doch, iſt Gaſton dieſen Morgen ausgegangen?«

»Ja, er iſt ausgegangen und noch nicht wieder zu Hauſe, denn hier iſt ſein Schlüſſel.«

»Gut. Wenn er nach Hauſe kommt, ſagen Sie ihm, ich ſey noch nicht wieder da.«

Auf dieſe Weiſe, denkt Alexander, indem er die Treppe hinaufgeht, wird Gaſton nichts merken und mich nicht belauſchen . . . Ich fürchte ihn zwar nicht, aber es iſt immer gut, ſeine Nebenbuhler zu täuſchen. Ich werde an meiner Thür lauſchen, und wenn die ſchöne Nachbarin nach Hauſe kommt, werde ich ſie im Fluge erhaſchen.

Im vierten Stocke trifft Alexander mit Madame Montenlair zuſammen, welche eben ihr Waſchwaſſer in die Goſſenrinne ſchüttete; da ſie ſelbſt ihr Hausweſen beſorgte, ſo hatte ſie oft auf dem Gange zu thun.

Alexander hielt ſeinen Blumenſtrauß auf den Rücken, um ihn zu verbergen. Aber ein erfahrenes Frauenzimmer iſt ſchwer zu täuſchen, und an Erfahrung fehlte es der alten Schauſpielerin nicht.

»Guten Tag, Nachbar; Sie kommen heute ſehr früh nach Hauſe.«

Digitized by Google

»Ja, Madame, ich habe etwas zu holen und werde sogleich wieder fortgehen . . . Worüber lächeln Sie denn, Nachbarin?«

»Ueber gar nichts . . . Aber nehmen Sie sich in Acht, streifen Sie nicht so an der Wand hin, Sie könnten das schöne Bouquet verderben, und das wäre schade.«

»Sie haben also gesehen?«

Der große Alexander entschließt sich seinen Strauß zu zeigen.

»Es ist heute der Namenstag meiner Tante,« setzt er hinzu, »und ich will ihr gratuliren.«

»Wahrhaftig, Sie sind ein galanter Neffe! . . . dieser Strauß erinnert mich an die, welche man mir in Bordeaux zuwarf. Ich wünschte, daß Filoſèl diesen Strauß sähe; er glaubt schon galant zu seyn, wenn er mir für zwei Sous Nelken bringt . . .«

»Adieu, Nachbarin, auf Wiedersehen!«

Alexander geht rasch in sein Zimmer und verschließt seine Thür. Madame Montenlair geht ebenfalls in ihre Wohnung und sagt für sich:

»Dieses Bouquet für seine Tante? Er glaubt mir so etwas aufbinden zu können; er muß mich wirklich für sehr einfältig halten.«

Einige Minuten später kommt Gaston mit seiner Waſſerflasche. Madame Ador hat ihm gesagt, seine Freunde seyen nicht zu Hause und Mademoiselle Felicie sey ausgegangen. Er geht rasch in sein Zimmer, mit dem Vorsatze, der schönen Nachbarin aufzulauern und ihr die Caraffe zu bringen.

Madame Montenlair war noch auf dem Gange, sie kehrte vor ihrer Thür.

»Ah! Sie haben Einkäufe gemacht, wie ich sehe . . .«

Digitized by Google

»Ja, Madame, ich hatte meine Waſſerflaſche zerbrochen und habe mir eine andere gekauft.«

»Und wie elegant! Der tauſend! das iſt ja Kryſtall . . . und ſchön geſchliffen!«

»Ja, ich bin ein Freund von ſchönen Glaswaaren.«

»Nicht wahr, das Waſſer ſchmeckt beſſer aus einer ſchönen Caraffe? . . . Dieſe iſt wirklich prächtig, ſie erinnert mich an ein Glas, welches man mir in Bordeaux ſchenkte und zu welcher auch eine ähnliche Caraffe gehörte. Wie viel haben Sie dafür bezahlt, wenn ich fragen darf?«

Gaſton gibt ſeine Ungeduld durch eine lebhafte Geberde zu erkennen, er huſcht in ſeine Thür und ruft der Nachbarin zu:

»Fünfundzwanzig Sous!«

»Fünfundzwanzig Sous! . . . Eine Caraffe von geſchliffenem Kryſtall! Fünfundzwanzig Francs will er ſagen. Es ſchien ihm unangenehm zu ſeyn, daß ich ſeinen Ankauf bewunderte, es ſteckt noch etwas dahinter. Die ſchönen Augen der Nachbarin im fünften Stocke bewirken ſchon eine Revolution unter den jungen Leuten . . . O! ich kenne das. Es thut mir nur leid, das Filoſèl dieſe Caraffe nicht geſehen hat; er würde vielleicht auf den Gedanken gekommen ſeyn, mir eine ähnliche zu kaufen.«

Madame Montenlair hat ſich mit ihrem Beſen wieder in ihre Wohnung zurückgezogen. Eine Viertelſtunde nachher kommt Collinet nach Hauſe. Er bleibt vor dem Fenſter der Hausmeiſterin ſtehen, die noch mit ihrem Suppentopf beſchäftigt iſt. Collinet hat nicht nöthig ſeinen Schlüſſel zu holen, weil er ihn immer mitnimmt. Madame Ador bedient ihn nicht, weil er die Ausgabe überflüſſig findet; er meint,

Digitized by Google

wer den ganzen Tag außer dem Hauſe iſt, brauche keine Bedienung. Das Bett machte er ſelbſt.

»Iſt Fräulein Felicie zu Hauſe? Sie wiſſen doch, das junge Frauenzimmer, welches in dieſem Hauſe ihr Domicil erwählt hat?« fragt Collinet, dem der Duft des Fleiſchtopfes ſehr wohl behagte.

Madame Ador koſtet ihre Suppe und ſagt verdrießlich: »Sie hat keinen rechten Geſchmack; ich wußte es wohl, es ſind nicht genug gelbe Rüben darin. Amanda iſt immer zerſtreut, wenn ich ſie auf den Markt ſchicke.«

»Madame Ador, ich ſehe, daß Sie mich nicht verſtanden haben, ich will Ihnen daher meine Frage noch einmal vorlegen: Iſt Fräulein Felicie in ihrer fünf Treppen hoch in Beſtand genommenen Wohnung anweſend?«

»Mein Gott? was fragen ſie denn Alle nach Fräulein Felicie?« denkt die Hausmeiſterin mit einem verzerrten Geſichte, weil ſie ſich verbrannt hat. »Nein, ſie iſt nicht zu Hauſe, Herr Collinet.«

»Gut . . . Hören Sie, Madame Ador, wenn Gaſton oder Alexander etwa fragen, ob ich nach Hauſe gekommen ſey, ſo müſſen Sie Nein ſagen . . . Ich habe meine Gründe allein zu bleiben. Sind die beiden Herren zu Hauſe?«

»Nein.«

»Das freut mich; ich bin auch nicht zu Hauſe.«

Collinet geht die Treppe hinauf und ſagt für ſich: »Meine Nebenbuhler werden nicht glauben, daß ich die Kanzlei vor halb ſechs verlaſſen habe. Es bedurfte wahrlich einer genialen Idee, um mich vor der gewohnten Stunde frei zu machen! . . . Man lauert einem Schuldner auf und findet ihn nicht; ich ſagte: Laſſen Sie mich gehen, ich kenne ein Kaffehhaus, wo er ſich aufzuhalten pflegt; ich werde ihm

Digitized by Google

auflauern und ihn abfaſſen. Man ließ mich fort . . . Morgen ſage ich, der Schuldner ſey auf der Eiſenbahn abgereiſt . . . Ich werde der ſchönen Nachbarin auflauern und werde ihr dieſes Schächtelchen Zündhölzchen zum Geſchenk machen . . . Sie wird dieſe Aufmerkſamkeit zu ſchätzen wiſſen. Dieſe Galanterie wird mir Zutritt bei ihr verſchaffen . . . und ich habe nur einen Sou ausgegeben . . . Die Liebe darf nicht zu viel koſten; nur ein Gimpel ruinirt ſich um ein Weib . . . ich ruinire mich nicht.«

Als Collinet eben den vierten Stock betritt und die Schachtel mit Zündhölzchen betrachtet, kommt Madame Montenlair aus ihrer Thür, um einen kleinen Teppich am Gangfenſter auszuſtauben.

Collinet wäre gern unbemerkt in ſein Zimmer geſchlüpft und er ſteckt geſchwind das Schächtelchen in die Taſche. Aber Madame Montenlair redet ihn holdſelig lächelnd an:

»Siehe da, Herr Collinet! . . . Sie kommen ja früh nach Hauſe. Sonſt kommen Sie ja erſt um ſechs Uhr aus Ihrer Kanzlei . . . Sind Sie unpäßlich?«

»Nein, Nachbarin . . . Aber es iſt heute der Namenstag meines Principals und er hat uns früher entlaſſen.«

»So! der Namenstag Ihres Principals? Er heißt alſo wie die Tante unſeres Nachbars Alexander, der mit einem prächtigen Blumenſtrauß nach Hauſe gekommen iſt?«

»So! Alexander iſt alſo zu Hauſe . . . Die Hausmeiſterin hat mich belogen,« denkt der Schreiber. »Er hat einen Blumenſtrauß gekauft . . . er will ihn dem vorbenannten jungen Mädchen ſchenken.«

»Wie heißt denn Ihr Principal, Herr Collinet?«

»Das kann ich Ihnen wirklich nicht ſagen . . . Es iſt

Digitized by Google

mir auch ganz gleichgiltig. Er ſagte zu uns: Es iſt mein Namenstag und mehr haben wir nicht gefragt.«

»Ich möchte nur wiſſen,« erwiederte Madame Montenlair, »ob der Name für die beiden Geſchlechter paßt . . . ich will im Kalender nachſehen.«

»Gehe nur und ſuche im Kalender!« denkt Collinet und ſchlüpft in ſein Zimmer. »Die Nachbarinnen haben ihr Angenehmes und ihr Unangenehmes . . . heute iſt mir dieſe Nachbarin ſehr läſtig.«

Madame Montenlair kommt wieder aus ihrer Wohnung und ruft:

»Es iſt mir unbegreiflich! Heute iſt Criſpin und morgen Hilarion. Ihr Principal kann wohl ſo heißen, aber ein Frauenzimmer unmöglich . . . Er iſt fort und hat die Thür hinter ſich geſchloſſen . . . Alle drei ſind früher als gewöhnlich nach Hauſe gekommen; dahinter ſteckt Etwas . . . Der kleine Schreiber ſchob auch einen Gegenſtand haſtig in die Taſche, als er mich bemerkte. Ich wette, daß ſie der hübſchen Nachbarin von geſtern Abend auflauern . . . Ich will auch lauſchen; ich habe ja nichts Beſſeres zu thun und es wird mich unterhalten. O, die Männer, in Bordeaux lauerte man mir auf . . . und jetzt läßt mich Filoſèl tagelang warten! O tempora, o Moriz! wie der alte Theaterdichter ſagte, der ſtets ausgepfiffen wurde . . . Ich will meinen Strohſack ausſchütten und mir das Anſehen geben, als ob ich gar nichts merkte.«

Madame Montenlair geht in ihre Wohnung und ſchlägt die Thüre heftig hinter ſich zu.

Einige Minuten verſtreichen; eine Dienſtmagd kommt die Treppe herauf; als ſie den vierten Stock betritt, thun ſich

Digitized by Google

alle Thüren zugleich auf und werden gleich darauf wieder geſchloſſen.

»Was geht denn hier vor? Spielt man etwa Verſteckens?« ſagte das Mädchen weitergehend.

»Er iſt zu Hauſe.«

»Er iſt frühzeitig gekommen.«

»Schon wieder da!«

»Er iſt wegen der Nachbarin im fünften Stocke gekommen.«

»Er lauert der Kleinen auf.«

Dies ſind die Gedanken der drei Freunde, die ſehr verdrießlich ſind, daß ſie nicht unbemerkt handeln können. Aber nach einer kleinen Weile denken ſie:

»Im Grunde iſt mir's gleichgiltig.«

»Es liegt mir nichts daran.«

»Ich werde trotzdem mein Geſchenk anbieten.«

»Ich muß einen Spaß haben,« denkt Madame Montenlair; ſie öffnet leiſe ihre Thüre, ſchleicht die Treppe halb hinunter, kommt dann feſt auftretend und ein Liedchen trällernd wieder herauf. Kaum iſt ſie auf dem Gange, ſo thun ſich die drei Thüren ihrer Nachbarn raſch auf und die jungen Leute kommen zum Vorſchein. Der Eine hält ſein Bouquet, der Andere ſeine Kryſtallflaſche, der Dritte ſeine Schachtel mit Zündhölzchen.

Die drei Nebenbuhler ſehen einander an . . . Madame Montenlair bricht in ein lautes Gelächter aus, die drei jungen Leute ſtimmen mit ein. Die Situation war in der That komiſch: Alle ſahen ſo betroffen, ſo enttäuſcht aus, als ſie Madame Montenlair erkannten, daß es ſchwer war, ſie ohne Lachen anzuſehen.

»Liebe Nachbaren, legen Sie ſich keinen Zwang auf a. . . bieten Sie mir Ihre Geſchenke an!« ſagte die alte Schau-

Digitized by Google

ſpielerin ſchalkhaft lächelnd; »denn ich ſehe wohl, daß Sie mir etwas anzubieten haben . . . ich werde nicht die Sprödе ſpielen, ich werde Alles mit Vergnügen annehmen.«

»Welch ein Strauß!« ſagt Gaſton, der die Blumen Alexanders anſtaunt; »für wen haſt Du ihn beſtimmt?«

»Für ſeine Tante, die entweder Criſpin oder Hilarion heißt,« erwiedert Madame Montenlair.

»Nein, Nachbarin, ich will mich nicht mehr verſtellen; denn ich ſehe nicht ein, warum ich aus meiner Bewerbung um die Gunſt der ſchönen Felicie ein Geheimniß machen ſollte . . . Der Blumenſtrauß iſt für ſie . . . Und Du Gaſton, was willſt Du mit der Waſſerflaſche machen?«

»Ich bin ſie ihr ſchuldig, weil ich ihr dieſen Morgen eine Caraffe zerbrochen habe.«

»Du haſt ihr eine Caraffe zerbrochen! . . . Du ſcheinſt deine Zeit benutzt zu haben . . . Da ſieht man's, ſtille Waſſer ſind betrüglich! . . . Du hältſt auch etwas in der Hand, kleiner Collinet . . . Haſt Du deiner Flamme wirklich ein Opfer gebracht? Sind Diamanten in der Schachtel?

»Nein, ein ſo reiches Geſchenk würde die ſchöne Nachbarin beleidigen; man würde ihr dadurch zu verſtehen geben: ich will Dich verführen, ich will deine Gunſt erkaufen . . . Das werde ich nie thun!«

»Wir ſind vollkommen davon überzeugt . . . Aber was iſt denn in der Schachtel?«

»Zündhölzchen . . . erſter Qualität . . . Die Nachbarin hatte keine.«

»Ha! ha! ha! eine Schachtel Zündhölzchen für einen Sou!«

»Ja. Was iſt da zu lachen? Dieſes Geſchenk iſt nützlicher als ein Blumenſtrauß.«

Digitized by Google

»Und nicht ſo theuer.«

»Solche geniale Ideen kann nur Collinet haben.«

»Lacht nur! Wir wollen ſehen, welches Geſchenk am beſten aufgenommen wird. Das meinige iſt unbedeutend und wird deshalb das einzige ſeyn, welches angenommen wird.«

»Meine Herren!« ſagte Madame Montenlair, indem ſie über das Treppengeländer ſchaute, »Sie werden bald wiſſen, wie Sie daran ſind, denn Fräulein Felicie kommt eben herauf.

Die drei jungen Leute ſind ziemlich befangen; ſelbſt der große Alexander kann ſeine Verlegenheit nicht verbergen, als Felicie oben auf der Treppe erſcheint.

Sie iſt ganz erſtaunt, als ſie alle Bewohner des vierten Stockes auf dem Gange findet; ſie will mit einem flüchtigen Gruß vorübergehen, aber die jungen Leute ſtammeln alle Drei zugleich: »Fräulein! . . .« Dieſe Anrede ſcheint etwas zu bedeuten. Felicie bleibt ſtehen und erwartet das Weitere.

Aber das Weitere kommt nicht; die jungen Herren ſchweigen, jeder von ihnen ſcheint von einem ſeiner Nebenbuhler das erſte Wort zu erwarten. Madame Montenlair hat Mitleid mit ihrer Verlegenheit und nimmt das Wort:

»Liebe Nachbarin, gehen Sie nicht ſo ſchnell vorüber, Sie kommen wie gerufen; meine drei Nachbarn haben Ihnen etwas anzubieten und ſcheinen nicht zu wiſſen, wie ſie es anfangen ſollen . . . was mich in der That ſehr wundert.«

Digitized by Google

»Mir haben dieſe Herren etwas anzubieten?« fragte Felicie erſtaunt.

»Die Sache iſt ſehr einfach, Fräulein,« ſagt Alexander, »und verdient in der That nicht die Wichtigkeit, die wir ihr beizulegen ſcheinen. Ich weiß, daß Sie eine Blumenfreundin ſind, und dachte, Sie würden mir erlauben Ihnen dieſes Bouquet anzubieten.«

»Fräulein,« ſtammelt Gaſton, indem er die Waſſerflaſche überreicht, »ich war dieſen Morgen ſo ungeſchickt, eine Waſſerflaſche, welche Sie in der Hand hielten, zu zerbrechen, und wollte Sie bitten, dieſe dafür anzunehmen.«

»Fräulein,« ſagt Collinet, indem er ſein Schächtelchen überreicht, »Sie hatten geſtern keine Zündhölzchen; da ich weiß, wo man welche verkauft, ſo wollte ich Ihnen dieſe Schachtel anbieten . . . Es iſt ja ein ſehr unbedeutender Gegenſtand . . .«

»Meine Herren,« antwortet Felicie ernſt, »ich bin nicht gewohnt, Bouquets und andere Geſchenke zn empfangen. Ich habe erſt ſeit geſtern die Ehre, Sie zu kennen, Sie werden mir daher erlauben, meinen Gewohnheiten treu zu bleiben.«

Die drei jungen Leute ſind ganz verblüfft und ſchauen beſchämt vor ſich nieder.

Madame Montenlair hält Felicie zurück und ſucht ſie zu überreden, als im dritten Stocke ein lauter Wortwechſel entſteht.

Um die Urſache dieſes Lärms kennen zu lernen, müſſen wir zu Loupard zurückkehren.

Als der Schulmeiſter den kleinen Ariſtides mit einem Packet Wäſche und Kleider kommen ſah, fragte er ihn aus,

Digitized by Google

und der Kleine erzählte ihm, wie der Herr, welcher ihn mitgenommen, ihn in sein Zimmer geführt und zwei andere Freunde herbeigerufen hatte.

Der arme Loupard fühlte den innigsten Dank gegen die jungen Leute, die sich eines hilflosen Knaben angenommen und ihre Wohlthaten ohne Prahlerei in aller Stille gespendet hatten. Er betrachtete die Sachen und war freudig überrascht, als er einen noch sehr präsentablen Paletot erblickte; er betrachtete mit Bewunderung den schwarzen Frack, die Beinkleider und Westen; seine Augen füllten sich mit Thränen bei dem Anblick der Hemden, Schnupftücher und Cravaten; endlich küßt er den kleinen Aristides, der alle Kleidungsstücke im Stiche gelassen hat, um dem Syrup seine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden.

»Die jungen Herren sind deine Wohlthäter,« mahnte der Lehrer; »hast Du Dich auch bedankt?«

»O ja . . . Gib mir ein Stück Brot, Papa Loupard.«

»Das ist nicht genügend, ich muß ihnen auch meinen Dank abstatten.«

»Und einen Apfel möchte ich haben. . .«

»Weißt Du, wo der Herr wohnt, welcher Dich mitnahm?«

»O ja, ich weiß es, er wohnt in dem andern Hause.«

»Jetzt kann ich nicht hingehen, weil jetzt die Schulstunden beginnen; aber nach der Schule mußt Du mich zu den freigebigen jungen Leuten führen . . . Und ich werde dem Herrn, welcher hier war . . . ich erinnere mich nicht mehr an seinen Namen . . . eine der schönsten Dosen zum Präsent machen.«

Um vier Uhr, nach Beendigung der Schulstunden, steckte Loupard eine sorgfältig in Papier gewickelte Dose in die Tasche,

Digitized by Google

nahm den kleinen Ariſtides bei der Hand und ließ ſich von ihm führen.

Der Kleine hatte die Treppen nicht gezählt, er blieb im dritten Stock vor einer Thür ſtehen und ſagte: »Hier iſt es!«

Loupard zieht die Glocke vielleicht etwas ſtark an; aber er glaubt bei einem einzelnen jungen Mann anzuläuten. Unglücklicher Weiſe war er an die Thüre der beiden Witwen gekommen. Die Mutter, Madame Mirolin, eine lange dürre, ſechzigjährige Frau, deren rothe Naſe gegen die ſchwärzliche Farbe des übrigen Geſichts ſeltſam abſtach, zeigte beim Sprechen einige Zähne, um welche ſie ein Wolf beneidet haben würde, und ihre kreiſchende Stimme machte, ſelbſt wenn ſie leiſe ſprach, einen ſehr unangenehmen Eindruck auf das Trommelfell.

Die Tochter, Madame Joly, welche noch größer und magerer war als die Mutter, hatte ein knochiges Geſicht und ihre Augen blitzten beſtändig vor Zorn, zumal ſeitdem ihr Witwenſtand ſich in die Länge zog, ihre heiſere Stimme hätte einen Contrabaß erſetzen können.

Die beiden Damen hegten einen tiefen Groll gegen ihre Nachbarn, denen ſie einige unbeachtet gebliebene herausfordernde Blicke zugeworfen hatten.

Der dicke Herr Bögl war eben ſo kalt gegen ſie geblieben, wie die jungen Leute im vierten Stock. Die beiden Witwen runzelten die Stirn und ſpien ſogar aus, wenn ſie einem dieſer Herren begegneten.

Madame Joly öffnete die Thür und fragte:

»Wer erlaubt ſich hier ſo ſtark anzuläuten? ... Ein Wunder, daß der Glockenzug nicht zerriſſen iſt. ... Was

Digitized by Google

wollen Sie, mein Herr? wer ſind Sie? warum haben Sie angeläutet?«

Dieſer Wortſchwall ſetzt den Schulmeiſter einen Augenblick in Verlegenheit, er faßt ſich jedoch und antwortet:

»Bitte tauſendmal um Verzeihung, Madame, daß ich die Glocke ſo ſtark gezogen . . . Ich habe eine ſchwere Hand . . . Iſt er zu Hauſe? Wir wünſchen ihn zu ſehen, ihm zu danken, ihn in unſere Arme zu ſchließen . . .«

»Was? Wen wollen Sie in Ihre Arme ſchließen? Wen ſuchen Sie denn?«

»Die Perſon, welche hier wohnt . . . es iſt wegen der Kleidungsſtücke, die man dem kleinen Ariſtides geſchenkt hat . . . die Sachen ſind noch ſehr gut, insbeſondere ein ſchwarzer Frack und ein Paar Hoſen . . . laſſen Sie uns gefälligſt eintreten.«

»Zurück!« eiferte die Witwe. »Was faſeln Sie von einem ſchwarzen Frack und Hoſen? Glauben Sie hier etwa auf dem Trödelmarkt zu ſeyn?«

»Was gibt es, Guillemette? Mit wem ſprichſt Du? Wer hat angeläutet?«

Dieſe in der Wohnung geſprochenen Worte klingen wie eine Dampfpfeife. Loupard machte noch einen Verſuch ſich verſtändlich zu machen und ſtammelte:

»Madame, wenn der Herr nicht zu Hauſe iſt, ſo ſagen Sie mir gefälligſt, wann er kommt «

»Wer, was iſt das für ein Herr? . . . Endlich wird die Sache doch zu arg . . .«

»Der Herr, welcher hier wohnt.«

Nun erſcheint auch die Mama, Madame Mirolin, welche ihre Tochter in Gefahr geglaubt und ſich daher mit einer Feuerſchaufel bewaffnet hatte.

Digitized by Google

»Wer iſt der Mann mit dem kleinen Vagabunden?« eiferte ſie. »Vermuthlich ein Bettler . . . Packen Sie ſich fort, oder ich rufe um Hilfe.«

»Madame, ich bin weder ein Bettler noch ein Dieb!« antwortete Loupard, ſich in die Bruſt werfend. »Weißt Du auch gewiß, Ariſtides, daß hier der Herr wohnt, welcher Dir die Kleider geſchenkt hat?«

»Ja, ich glaube wohl.«

»Der Mann irrt ſich, Mutter; er fragt gewiß nach dem dicken Ochſen gegenüber oder nach Herrn Patineaux.«

»Man läutet nicht ſo ohne weiters an, mein Herr, ohne zu wiſſen, wer da wohnt . . .«

»Man erkundigt ſich bei der Hausmeiſterin. Aber die unſrige iſt ſo unachtſam, ſie läßt Jedermann herauf und fragt nicht einmal, zu wem die Leute gehen.«

»Entſchuldigen Sie, meine Damen, ich ſuche keinen dicken Ochſen . . . im Gegentheil . . .«

»Dort kommt er . . . Sprechen Sie mit ihm von Ihren Hoſen und laſſen Sie uns in Ruhe.«

Der dicke Herr kam nach Hauſe, weil es vier Uhr war, er ſpeiſte immer zu dieſer Zeit, ſelbſt wenn er keinen Hunger hatte. Wer regelmäßig lebt, thut gar vielerlei, ohne Vergnügen daran zu finden.

Loupard begrüßte den dicken Herrn mit einer tiefen Verbeugung und ſagte zu dem Knaben:

»Iſt das einer von den drei Herren, welche Dich beſchenkt haben?«

»O nein, ſie waren nicht ſo dick.«

»Ponchour Mossié, fas finiſchen Sie?« fragte Vögl indem er den Knaben, welcher gegen Madame Mirolin die Zunge ausſtreckte, aufmerkſam betrachtete.

Digitized by Google

Unterdeſſen kreiſcht Madame Joly ihrem Nachbar zu: »Ein anderesmal geben Sie Ihre Thürnummer beſſer an, damit die Leute, welche zu Ihnen wollen, uns nicht ſtören . . . Wenn unſer Glockenzug geriſſen wäre, ſo hätten Sie ihn zahlen müſſen.«

»Wie? Ich verſtehe nicht . . . Moſſié fragte nach Madame?«

»Nein, ich frage nach den braven jungen Leuten, welche dieſen armen Kleinen beſchenkt haben . . . Jetzt ſage, Ariſtides, wo iſt es?«

Der Kleine war zu ſehr mit Madame Mirolin beſchäftigt, um die Worte ſeines Lehrers zu beachten, und die alte Dame ſtürzte plötzlich auf den Knaben zu und kreiſcht:

»Schlingel! Gaſſenbube! Ich will Dich lehren, mir deine Zunge zu zeigen!«

Aber der Kleine hatte die Vollziehung dieſer Drohung nicht abgewartet; er verſteckte ſich hinter dem dicken Herrn und der Fußtritt, welcher ihm zugedacht war, traf den dicken Herrn. Dieſer tritt aus ſeinem gewohnten Phlegma heraus und will die beiden Witwen ſeine ſchwere Fauſt fühlen laſſen, aber Loupard hält ihn zurück. In dieſem Augenblicke ſahen die jungen Leute vom vierten Stock herab, was unter ihnen vorging, und der kleine Ariſtides, welcher Alexander erkannt, ruft ganz erfreut:

»Da ſind ſie! . . . Dort oben ſind die Herren!«

Madame Joly und ihre Mutter, welche ſich vor ihrem gewaltigen Nachbar fürchteten, flüchteten ſich in ihre Wohnung und riegelten ſich ein. Loupard erſchöpfte ſich in Entſchuldigungen gegen den Deutſchen.

»Gut, gut,« erwiederte dieſer, »ich denke nicht mehr

Digitized by Google

daran . . . Der Kleine iſt ſehr hübſch und lebhaft . . . Aber die Damen ſind ſehr böſe.«

Loupard geht mit ſeinem Zögling in den vierten Stock hinauf.

»Wie!« ruft ihnen Alexander entgegen, »Sie haben den Wortwechſel mit den beiden Arthemiſien im dritten Stock gehabt? Was hatten Sie denn bei den fürchterlichen Witwen zu thun?«

Loupard begrüßte die auf dem Gange verſammelte Geſellſchaft und antwortete, auf den Knaben deutend:

»Mein Zögling wußte nicht recht, in welchem Stockwerke Sie wohnen. Die Damen unter Ihnen ſcheinen ſehr jähzornig zu ſeyn . . .«

»Warum wollten Sie zu mir kommen, Herr Loupard? Wünſchen Sie etwas von mir?«

»O nein, mein lieber Herr, ich habe Ihnen und Ihren Freunden zu danken für die Wohlthat, welche Sie dieſem Knaben erwieſen . . .«

»Wie, deshalb kommen Sie? Es iſt ja nicht der Mühe werth, Sie hätten ſich nicht bemühen ſollen.«

»Entſchuldigen Sie, meine Herren, es iſt wohl der Mühe werth . . .«

»Genug, genug, Herr Loupard.«

»Aber ich bitte Sie zu reden,« ſagte Madame Montenlair zu dem Pädagogen; »ich bin ſehr neugierig und lerne gern meine Nachbarn kennen.«

»Madame, dieſer Herr kam heute Früh in Geſchäften zu mir; er ſah dieſen Knaben, den ſein Vater verlaſſen hat . . .«

»Und Sie behalten ihn bei ſich, ohne Bezahlung zu erhalten?«

Digitized by Google

»Ich kann doch den Knaben nicht auf die Straße werfen! Aber meine Mittel ſind beſchränkt, es fehlt dem Kleinen an Kleidern und ich ſah mit Schrecken dem Winter entgegen. Dieſer Herr nahm nun den kleinen Bodinet mit in ſein Zimmer, und mit ſeinen beiden Freunden ... wahrſcheinlich dieſe Herren, nicht wahr, Ariſtides?«

»Ja, ja, ſie ſind es alle Drei.«

»Die Herren haben dem Knaben Kleider und Wäſche gegeben, ſo daß er länger als für ein Jahr verſorgt iſt... Und ſie wollen nicht, daß ich meinen Dank dafür abſtatte! O eine ſchöne Handlung darf nicht verborgen bleiben, ſie muß bekannt werden, und wär's auch nur um Andere zur Nachahmung anzueifern; nicht wahr, Madame?«

Madame Montenlair ſchneuzte ſich; Felicie wendet ſich ab, um eine Thräne abzuwiſchen. Die drei jungen Leute ſagen nichts, ſie ſehen ſo verlegen aus, als ob man ſie bei einem Betruge ertappt hätte. Als Loupard ſeine Erzählung beendet hat, zieht er eine Doſe aus der Taſche und überreicht ſie dem großen Alexander mit den Worten:

»Ich hoffe, daß Sie dieſes Andenken nicht verſchmähen werden; Sie wiſſen, woher es kommt.«

»Ich nehme es an, Herr Loupard; aber da ich nicht ſchnupfe, ſo nehme ich mir die Erlaubniß, die Doſe meiner Nachbarin anzubieten, und ich hoffe, daß ſie dieſes kleine Geſchenk nicht zurückweiſen wird.

»O nein,« erwiedert Madame Montenlair; »ich weiſe nie etwas zurück, ich bin das von Bordeaux her ſo gewohnt ...«

»Und ich, meine Herren,« ſagte Felicie lächelnd zu den drei jungen Leuten, »ich nehme Ihre Geſchenke auch an, denn ich ſehe, daß Sie vom Herzen gern geben, und es wäre jetzt eine Beleidigung, Ihre Geſchenke zu verſchmähen.«

Digitized by Google

Die drei jungen Leute jauchzen vor Freude. Felicie nimmt die Kryſtallflaſche, den Blumenſtrauß und die Schachtel mit Zündhölzchen, und Loupard entfernt ſich mit dem kleinen Ariſtides, welcher im Vorbeigehen der Thür der beiden Witwen einen derben Fußtritt verſetzt.

VIII.

Böſe Zungen.

Einige Tage waren ſeit den Ereigniſſen, die auf dem Vorplatz im vierten Stocke ſtattgefunden hatten, verfloſſen: eine junge Köchin, lebhaften Auges, aufgeweckter Miene, mit einem allerliebſten Stumpfnäschen ausgeſtattet und jederzeit ſehr kokett gekleidet, war eben auf dem Vorplatz des zweiten Stockes in dem uns bereits wohlbekannten Hauſe angelangt; ſie war im Begriffe die zu der Wohnung ihres Gebieters, des Doctors, führende Thüre zu öffnen, als eine Magd, blond und ebenfalls jung und hübſch, herbeikam; die Neuangekommene ſah ihrem Anzuge nach mehr einem Kammermädchen als einer Köchin gleich, die erſte ſtellte ſofort den Korb, den ſie am Arme gehabt hatte, auf den Eſtrich und das Geſpräch entſpann ſich.

Die blonde Bonne hieß Zephirine und war im Dienſte der Tänzerin von der großen Oper.

»Guten Morgen, Mamſell Zephirine; wie befinden Sie ſich heute?«

»Recht gut, wie Sie ſehen, Mamſell Marie; kommen Sie eben vom Markte?«

»Du lieber Himmel, von wo denn ſonſt? Wir haben

Digitized by Google

heute Mittag Gäste . . . Das wird wieder eine Plackerei seyn! . . . Seit ich aus dem Bette bin, habe ich noch keinen ruhigen Augenblick gehabt und so wird es bis in die späte Nacht fortgehen . . .«

»Hat Ihr Doctor öfter Gäste bei sich?«

»Darüber läßt sich gar nicht reden . . . Wie man nur so thöricht seyn kann, sein Vermögen an die Fütterung einer Heerde Schmarotzer zu vergeuden, die gerade nur zum Essen kommen und sich sonst nie sehen lassen! Er nennt sie seine Freunde! Das sind mir saubere Freunde, diese Tischfreunde! dergleichen kann man überall haben; man darf nur die Hände ausstrecken und an jedem Finger wird Einer hängen bleiben . . . Ich habe es ihm auch schon öfter rund herausgesagt, er solle es nur einmal probiren und einen Monat lang Niemanden zu Tische laden; er würde dann schon sehen, daß sich Niemand einfallen ließe, nach ihm zu fragen.«

»Und was hat er darauf geantwortet!«

»Geantwortet? Eigentlich gar nichts; er hat gelacht, mich auf die Backen geklopft und gesagt, man müsse die Welt eben nehmen, wie sie ist.«

»Ah, Ihr Herr klopft Sie also auf die Wangen?«

»Na, warum sollte er sich denn geniren? Ein unschuldiger Spaß; mehr hat er ja nicht im Sinne.«

»Ich verstehe . . . Mamsell Marie, Sie haben einen guten Platz; man steht sich immer gut, wo keine Frau im Hause ist; man kann dann nach Gutdünken angeben; ich bin überzeugt, daß Ihr Herr nie findet, daß Sie zu theuer einkaufen.«

»Das möchte ich ihm nicht rathen! . . . Das würde ich mir auch nicht Einmal gefallen lassen . . . Aber Sie, Mamsell Zephirine, Sie müssen es bei Fräulein Cypriane auch

Digitized by Google

recht gut haben . . . ſie ſcheint ſehr freigebig zu ſeyn . . . ich ſehe recht oft Kleider an Ihnen, die Ihre Gebieterin noch kurz vorher getragen hat.«

»Nun ja, ſie hat ein ziemlich gutes Herz! Sie gibt mir von ihren Kleidern . . . mit dem Gelde rückt ſie aber nie heraus. Denken Sie nur, liebe Freundin, ich bin jetzt drei Monate bei ihr und habe noch keinen Sou von meinem Lohn herausbekommen können.«

»Da höre Einer einmal! Das iſt wirklich ſonderbar! Sieht es doch ſo reich bei Ihnen aus, daß man meinen ſollte, Sie ſchwämmen im Golde.«

»Wir ſchwimmen in Gläubigern und geben uns die äußerſte Mühe, ihrer noch mehr zu bekommen . . . Madame verſchwendet, daß einem die Augen übergehen . . . Bisweilen bekömmt ſie des Morgens Briefchen, in denen Banknoten liegen . . . Glauben Sie, daß ſie dann daran denkt, ihre Lieferanten, den Schneider, Schuhmacher, Tapezirer, und der Himmel weiß wen noch zu bezahlen? Behüte! Sie tanzt erſt eine Weile wie närriſch im Zimmer herum, dann geht ſie aus, rennt von einem Kaufladen in den andern, beſtellt Hüte, Shawls, Hauben, Schmuckſachen und gibt gar oft ſo viel aus, daß ſie beim Nachhauſekommen nicht mehr Münze genug hat, um den Fiaker zu bezahlen . . . Ich muß ihr dann noch leihen, damit wir nur den Kutſcher vom Halſe bekommen.«

»Aber woher nehmen Sie denn das Geld, da Sie doch nie bezahlt werden?«

»Sie ſind gar zu unſchuldig mit Ihren Fragen! Sie ſchenkt mir Kleider, Hüte, Tücher, die ſie oft kaum zweimal am Leibe gehabt hat. Davon verkaufe ich den größten Theil. Das ſind ja meine Profitchen.«

Digitized by Google

»Ach, Mamſell Zephirine, wenn Ihnen einmal ein kleiner Crêpe-Shawl vorkommen ſollte . . . darnach ſehne ich mich gar ſo lange . . . Legen Sie ihn dann für mich bei Seite, ich bezahle ihn recht gern.«

»Soll geſchehen! Das Fräulein hat gerade einen papageigrünen, ich werde ihr ſagen, daß er ihr nicht gut läßt . . . dann behält ſie ihn keinen Tag mehr.«

In dieſem Augenblicke kam Gaſton, der die Treppe heraufgeſtiegen war, an den beiden Mägden vorüber, die ihn mit prüfenden Blicken betrachteten und ſorgfältig muſterten. Der junge Menſch hielt in ſeiner rechten Hand einen Veilchenſtrauß, den er vor den neugierigen Mädchen in ſeinem Rockärmel zu verbergen ſuchte.

Er war kaum im dritten Stocke, als die Mädchen einander lachend anſahen.

»Ach, was der doch ſpaßig iſt! Uns den Veilchenſtrauß verbergen zu wollen!«

»Es iſt einer von den jungen Leuten, die im vierten Stocke wohnen.«

»Ja wohl; er iſt übrigens recht nett und gefällt mir am beſten von allen Dreien.«

»Was mich anbelangt, ſo ziehe ich den Großen vor, Denjenigen, den ſie Alexander rufen . . . das muß ein lockerer Junge ſeyn . . . Er ſagt mir alle erdenklichen Dinge, ſo oft er an mir vorüber kömmt.«

»Und Sie ſind eine Freundin von dieſen erdenklichen Dingen?«

»Na, was wäre denn das Leben werth, wenn dergleichen nicht bisweilen vorkäme . . . Seit einiger Zeit ſagte er mir jedoch weniger . . . Die Treppe iſt immer ſo beſetzt . . . Der Große und die beiden Andern ſtehen immer wie auf

Digitized by Google

Vorpoſten; ich ſehe ſie, wenn ich in meine Bodenkammer hinaufgehe . . . Schlafen Sie nicht auch oben?«

»Nein, der Herr will mich für den Fall einer Unpäßlichkeit immer bei der Hand haben.«

»Ja ſo . . . Was mich anbelangt, ſo finde ich es viel bequemer, eine Kammer allein zur Verfügung zu haben.«

»Da haben Sie ganz recht. Ich bin auch oft ſo genirt, namentlich wenn ich Beſuche von einem Vetter erhalte . . . Und wem paſſen denn die jungen Leute auf der Treppe auf?«

»Das wiſſen Sie nicht? Der Neuen, die erſt ins Haus gekommen iſt!«

»Wie ſoll ich denn etwas wiſſen? Sobald mein Herr nach Haus kömmt, greift er nach ſeiner Violine und geigt mir die Ohren voll, daß mir der Kopf ganz ſchwindlig wird.«

»Das muß wahr ſeyn, ſeine Geige iſt wirklich etwas Fürchterliches . . . Wir hören das Gequicke bis zu uns hinüber und es wird uns oft genug recht läſtig.«

»Es wird aller Welt läſtig. Was für ein Bewandtniß hat es aber mit der Neuen?«

»Nun, die drei jungen Leute vom vierten Stock ſind in das junge Mädchen verliebt, die mit mir in demſelben Stockwerke wohnt . . . ſie nennen ſie Fräulein Felicie . . . eine Brünette, die den Kopf paſſabel hoch trägt, ſich in die Bruſt wirft, mit uns, ihren Nachbarinnen, kein Wort wechſelt und die kahlen vier Wände gemiethet hat; die Möbeln in ihrem Zimmer gehören Amanda, der Nichte unſerer Hausmeiſterin.«

»Ich habe die Zieräffin auch ſchon zu Geſichte bekom-

Digitized by Google

men; wer iſt ſie denn eigentlich, was treibt ſie, woher kommt ſie denn?«

»Sie fragen mich da um Dinge, die ich für mein Leben gern ſelbſt wiſſen möchte ... Ich habe auch deswegen neulich unſere Hausmeiſterin, Madame Ador, beſucht... Frau Montenlair, die ehemalige Künſtlerin vom vierten Stocke, war aus demſelben Grunde ſchon vor mir hingekommen. Das junge Mädchen gibt es ſo vornehm, daß Jeder im Hauſe gerne dahinterkommen möchte, ob ſie die Tochter eines Prinzen oder eines Kaſtanienbraters iſt.«

»Und was hat die Hausmeiſterin erzählt?«

»Nichts Sonderliches ... Die Frau iſt eben nur an ihrem Küchenfeuer und ſonſt nirgends zu brauchen. Sie meint, Mamſell Felicie ſey ein ſehr wohlerzogenes Mädchen ... Ihr Vater ſoll in einem Miniſterium angeſtellt geweſen ſeyn.«

»Als Kanzleidiener wahrſcheinlich ...«

»So was denke ich mir ebenfalls.«

»Und wie hat er denn geheißen ... Sie muß ja noch einen andern Namen als blos Felicie haben?«

»Das haben wir der Hausmeiſterin auch bemerkt; ſie antwortete aber blos, daß ſie ſie nur unter dieſem Namen kenne; von einem andern wollte ſie nichts gehört haben.«

»Das nenne ich mir vernagelt ſeyn! Sie durfte ja nur fragen .. Man braucht ſich nie mit einem bloßen Taufnamen zu begnügen ... Das ſieht ganz verdächtig aus, wenn man nur ſeinen Taufnamen angibt und noch dazu keine eigenen Möbel hat ...«

»Mir ſcheint, daß ſie einen Monat Zins im vorhinein berichtigt hat; auch iſt ſie dem Portier von einer anſtändigen Perſon empfohlen worden ...«

Digitized by Google

»Wahrscheinlich vom Gewürzkrämer . . . Was treibt denn aber das vornehme Fräulein eigentlich? Was hat sie für ein Geschäft?«

»Sie treibt gar nichts.«

»Lebt sie dann von ihren Renten?«

»Es scheint so.«

»Wer Renten hat, besitzt auch eigene Möbel.«

»Das denke ich auch.«

»Empfängt sie Besuche? Kömmt Jemand zu ihr?«

»Niemand, wie die Hausmeisterin auf meine erste Frage geantwortet hat; freilich bemerkte sie sodann: Sie empfängt Niemanden mit Ausnahme eines Herrn, der nicht jung, aber ziemlich häßlich und immer recht nett gekleidet ist; der ist zwei- bis dreimal gekommen.«

»Das ist wohl der Herr Anbeter . . .«

»Das ist nicht schwer zu errathen . . . Wahrscheinlich ein verheiratheter Mann, der selten kömmt, weil er sich zu compromittiren fürchtet.«

»Geht die Mamsell öfter aus?«

»Ziemlich oft.«

»Dann gibt sie ihm Stelldichein außer dem Hause. Und die drei jungen Leute sind wirklich für die Zierpuppe eingenommen?«

»Und wie! Ich sage Ihnen ja, daß sie sich beständig auf der Treppe aufhalten, um ihrer wenigstens im Vorübergehen ansichtig zu werden; das Komischste dabei ist, daß sie sich gegenseitig vor einander geniren; öffnet der Eine seine Thür, so schlüpft der Andere schnell wie der Wind in seine Stube und schließt geschwinde hinter sich ab . . : Sie spielen Versteckens auf der Treppe.«

»Und welchem schenkt die Mamsell denn Gehör?«

Digitized by Google

»Das weiß ich noch nicht; ich glaube, daß ſie ſie alle Drei am Narrenſeil führt.«

»Oder daß ſie es vielleicht mit allen Dreien hält; dergleichen iſt auch ſchon vorgekommen.«

»O, ich werde ſchon dahinter kommen. Mein Zimmer iſt neben dem ihrigen; Horchen und Lauſchen iſt mir von dort aus nur Spaß.«

»Thun Sie es nur recht fleißig . . . Ach, wie mich das verdrießt, von meinem verwünſchten Geiger täglich mehr unter Schloß und Riegel gehalten zu werden! . . . Da kömmt Jemand die Treppe herauf; ich wette, daß er meinen Herrn ſucht.«

Eine etwa fünfzigjährige, ſehr beſcheiden gekleidete Frau, die eine Haube von ſehr zweifelhafter Farbe auf dem Kopfe trug, und ſichtlich eine Tabakſchnupferin war, kam auf den Vorplatz, grüßte Mamſell Marie mit vieler Demuth und fragte:

»Iſt Herr Dr. Urtuby um dieſe Stunde zu Hauſe?«

»Nein, Madame, er iſt noch nicht nach Hauſe gekommen.«

»Ach du lieber Himmel! Alſo ſeit heute Früh iſt er noch nicht zu Hauſe geweſen? Ich habe Sie doch gebeten, ihn recht bald zu uns zu ſchicken.«

»Ich ſage Ihnen ja, daß er noch nicht nach Hauſe gekommen iſt.«

»Aber was ſoll ich denn jetzt machen? Mein Mann behauptet, die Kolik zu haben; es iſt ihm wirklich recht übel . . . ſeit geſtern Abend habe ich ihm ſchon vier Klyſtiere beigebracht und er hat Ihnav noch

Digitized by Google

»Aber, Madame, wozu erzählen Sie denn mir alles das?«

»Wird Ihr Herr bald nach Hause kommen?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Aber die Aerzte haben ja gewöhnlich ihre Stunden . . . sie pflegen pünktlich wie eine Uhr zu seyn . . . Sie haben doch die Adresse von meinem Mann . . . Herrn Chantepoule, Märtyrerstraße . . .«

»Ja, Madame, ich habe die Adresse und werde sie meinem Herrn geben, sobald er nach Hause kömmt.«

»Was soll ich aber meinem armen Mann mittlerweile thun? Soll ich ihm vielleicht noch ein fünftes Klystier einspritzen?«

»Thun Sie es, das wird ihm nicht schaden.«

»Meinen Sie, daß es ihm nicht schaden wird? Nun freilich, Sie müssen sich darauf verstehen, Sie sind bei einem Doctor im Hause, da lernt man die Medicin von selbst.«

»Gewiß; gewisse Krankheiten kann ich schon so gut wie der Herr selbst curiren . . . ich höre ihm ja oft zu, wenn er ordinirt . . .«

»Na, da will ich es denn mit dem fünften riskiren . . . ich habe nur nicht recht daran gewollt, weil der arme Chantepoube ohnedies den Bauch schon so gespannt hat, daß er wie ein Faß aussieht.«

»Um so eher müssen Sie ihm das Klystier geben. Womit geben Sie es denn?«

»Mit Leinsamen.«

»Setzen Sie für zwei Sous Syrup dazu und Sie werden Ihre Wunder sehen.«

»Syrup? Meinen Sie? Na, ich meine auch; was

Digitized by Google

oben gut ſchmeckt, wird auch unten gut bekommen; ich ſtimme vollkommen bei.«

»Naſchen Sie nur nichts davon, Sie müſſen die ganze Portion für Ihren Mann verbrauchen.«

»Ja freilich; ich habe mir aber auch erzählen laſſen, daß man mit Tabakaufguß auch ganz ausgezeichnet purgiren könne; wie wäre es, wenn ich bei meinem Manne einen Verſuch machen würde . . .«

»Das laſſen Sie ſich ja nicht beifallen . . . das iſt ſehr gefährlich.«

»Da ſehe Einer und ich habe gedacht, das könnte ihn höchſtens nach unten nieſen machen. Ich werde alſo den Syrup kaufen, Mamſell, aber den Doctor werden Sie uns doch ſchicken, wenn er nach Hauſe kömmt?«

»Ja, Madame.«

»Du kannſt lange warten,« ſagte Mamſell Marie, nachdem die Frau mit der Haube wieder die Treppe hinabgegangen war. »Der Herr iſt heute Früh nach Hauſe gekommen; ich habe ihm die Adreſſe des Kranken gegeben und er hat ſie nicht einmal angeſchaut, ſondern gleich nach der Geige gegriffen und ein Stück einſtudirt, das er heute Abend mit ſeinen Freunden ſpielen ſoll, denn ſie wollen nach dem Eſſen muſiciren . . . das wird wieder ein hölliſches Charivari werden. Aber du lieber Himmel! ich ſtehe da und plaudere und ſollte meinen Braten längſt am Spieße haben.«

»Bleiben Sie noch ein wenig; da kommt wieder einer von den Verliebten.«

Es war der lange Alexander, der immer über vier Stufen mit einem Schritte hinweg ſtieg und in der linken Hand einen Strauß trug, der zu groß war, um verſteckt werden zu

Digitized by Google

können. Als er die beiden jungen Köchinnen ſah, lächelte er und wollte ſeinen Weg fortſetzen; Mamſell Zephirine trat ihm jedoch in den Weg und ſagte:

»Warum laufen Sie denn die Treppe gar ſo geſchwind hinauf, Herr Alexander? Sie werden den Athem verlieren.«

»Eben ſo wenig, als Sie, allerliebſte Zephirine, Ihr Herz verlieren werden.«

»Mein Herz! Und wer ſagt Ihnen denn, daß ich es nicht verlieren werde?«

»Weil Sie es jedenfalls ſchon lange verſchenkt haben.«

»Nein, mein Herr, ich habe es noch immer.«

»Ich wette, daß dem nicht ſo iſt.«

»Um was wollen Sie wetten?«

»Um zwei Küſſe.«

»Das iſt eine ſchöne Wette, bei der Sie jedenfalls gewinnen müſſen.«

»Schöne Kammerzoſe, laſſen Sie mich meinen Weg fortſetzen.«

»Alſo wirklich gar ſo preſſirt! Die Eile ſteht wohl mit dem Blumenſtrauß da in Verbindung?«

»Möglich.«

»Er iſt recht hübſch, der Strauß. Wollen Sie ihn mir ſchenken?

»Unmöglich; er iſt ſchon verſprochen.«

»Soll ich errathen, an wen?«

»An Frau Montenlair.«

»Ach, warum nicht gar! Hören Sie nur, Marie, was der junge Herr uns da aufbinden will. Was ſagen Sie dazu?«

Mamſell Marie antwortete nicht, ſondern lächelte und

Digitized by Google

warf bedeutungsvolle Blicke auf den langen Alexander, der sie um den Leib faßte und ausrief:

»Mamsell Marie ist sehr hübsch; wenn Sie in meine Dienste treten will, so bin ich bereit, sie zu jeglichem Geschäfte zu brauchen.«

»Sie hat schon einen solchen Platz bei dem Doctor,« sagte Zephirine lachend.

Mamsell Marie wurde purpurroth und murmelte ganz erzürnt vor sich hin:

»Mamsell! Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen; Sie sollten Ihre Zunge besser hüten; Herr Alexander wird Dinge voraussetzen, die gar nicht existiren; ich menge mich ja auch nicht in Ihre Angelegenheit . . . Mir gilt es gleich, wenn Sie täglich Besuche von Landsleuten, Cousins, Pompiers und der Himmel weiß von wem noch empfangen und die Herren sogar des Nachts in Ihr Zimmer kommen lassen . . .«

»Was das für eine böse Zunge ist! Ich sollte Abends Männer in mein Zimmer kommen lassen . . . Das ist nicht wahr . . . Ein einziges Mal ist ein Pompier gekommen . . . es brannte bei mir und er mußte den Brand löschen.«

»Ich wiederhole Ihnen, daß mich das Alles nicht im mindesten kümmert; Sie sollen sich aber auch nicht in das mengen, was bei uns vorgeht.«

»Und warum denn nicht! Spricht doch die ganze Nachbarschaft davon!«

»Mir liegt nichts an allen diesen Giftzungen . . . Ich führe keine Gespräche bei den Höckerinnen und Gemüsehändlerinnen.«

»Jetzt werden Sie langweilig und ich bitte Sie, mich

Digitized by Google

in Ruhe zu lassen ... Ach, Du meine Güte, da kömmt mein Fräulein!«

»Und ich höre meinen Herrn kommen und habe meinen Braten noch immer nicht am Spieß.«

Die beiden Mägde trennten sich und eilten ihre Geschäfte zu verrichten. Der lange Alexander war während dieses Disputes in den vierten Stock hinaufgeeilt.

IX.

Die drei Nasen.

Gerührt durch das Benehmen der drei jungen Leute gegen den kleinen Kostknaben des Herrn Loupard, hatte sich Fräulein Felicie wohl herbeigelassen ihre Geschenke anzunehmen, was aber die Pläne dieser Herren durchaus nicht gefördert hatte.

Am Morgen nach dem Tage der Geschenke war der kleine Collinet, der immer sehr früh aufzustehen pflegte, in den fünften Stock hinaufgestiegen, ehe er sich in seine Kanzlei begab; er pochte leise an die Zimmerthüre Feliciens; diese öffnete nicht, sondern fragte, wer denn da sey.

Der junge Mensch suchte den möglichsten Wohlklang in seine Stimme zu bringen und antwortete:

»Ich bin es, Fräulein ... Collinet ... Ihr Nachbar von unten; ich wollte mich erkundigen, ob Sie gut geschlafen haben und ... ich wollte auch wissen ... ob meine Zündhölzchen gut sind; wenn sie nicht gleich Feuer fangen, so kann ich gleich andere bringen.«

Digitized by Google

»Ich danke Ihnen, mein Herr, ich habe gut geſchlafen und Ihre Zündhölzchen ſind auch recht gut.«

»Sind Sie noch nicht aufgeſtanden, Fräulein?«

»Nein, mein Herr, ich ſtehe nie ſo früh auf. Guten Morgen!«

Collinet wagte es nicht, das Geſpräch fortzuſetzen; er ging fort, indem er zu ſich ſelbſt ſagte:

»Ich bin zu früh gekommen . . . wir müſſen den Abend abwarten.«

Eine halbe Stunde ſpäter wurde wieder, aber diesmal ſtärker, an die Thüre des jungen Mädchens geklopft, das abermals fragte:

»Wer iſt da?«

Der lange Alexander antwortete:

»Ich bin es, ſchöne Nachbarin, Alexander iſt es; kann man Ihnen nicht einen kleinen guten Morgen ſagen? . . . Sie ſind ja ſchon aufgeſtanden, ich höre Sie ja im Zimmer herumgehen.«

Fräulein Felicie entgegnete jedoch ohne zu öffnen:

»Ich bin nicht angekleidet, mein Herr, ich bedauere ſehr, kann Ihnen aber nicht öffnen.«

»Bah! Sie dürfen nur wollen; ein Kleid iſt ja gleich angezogen; überdies müſſen Sie ja im Nachtröckchen ganz allerliebſt ausſehen; ich habe Ihnen gar ſo viel zu ſagen, ich werde keine fünf Minuten bleiben, gewiß nicht länger, als Sie es erlauben wollen . . . Laſſen Sie mich nur ein klein wenig hinein.«

»Nein, mein Herr, ich bedaure ſehr Ihnen Ihre Bitte abſchlagen zu müſſen; es kann aber durchaus nicht ſeyn, ich empfange keine Beſuche!«

»Ich bin ja kein Beſuch, ich bin nur ein Nachbar.«

Digitized by Google

»Es iſt unmöglich!«

»Sie hängt den Brotkorb verwünſcht hoch,« murmelte Alexander, indem er wieder die Treppe hinabſtieg und in ſein Zimmer ging. »Das entmuthigt mich jedoch durchaus nicht ... Bei Weibern will gut Ding immer ſeine Weile haben ... Ich habe ja Zeit und werde alſo auch des guten Dinges mit der Zeit habhaft werden.«

Eine Stunde ſpäter war es Gaſton, der ſeine gewöhnliche Schüchternheit bemeiſterte und ebenfalls die Treppe hinaufſtieg, um an die Thüre ſeiner hübſchen Nachbarin zu klopfen. Stammelnd ſagte er mit zitternder Stimme:

»Ich bitte Sie tauſendmal um Vergebung, Fräulein, wenn ich mir die Freiheit nehme ... ich komme nur ... es kömmt mir vor, daß ich Ihnen geſtern eine Flaſche ohne Stöpſel gegeben habe ... ich will gleich den Stöpſel holen.«

Für Gaſton war die Thüre zur Hälfte geöffnet worden; Felicie erſchien auf der Schwelle und hatte lächelnd geantwortet:

»Ich danke Ihnen; es iſt aber ein Stöpſel auf der Flaſche ...«

»Ah ſo, es iſt einer ... Und Sie befinden ſich heiter, recht wohl, Fräulein?«

»Ja, mein Herr.«

»Und ... dürfte ich nicht einen Augenblick in Ihr Zimmer kommen, wenn ... wenn es Sie nicht allzuſehr ſtört?«

»Herr Gaſton, es thut mir leid, Ihnen eine abſchlägige Antwort geben zu müſſen ... Es kann aber nicht ſeyn.«

»Und warum kann es denn heut nicht ſeyn, da es doch geſtern ſeyn konnte?«

»Geſtern ... hatten Sie einen Beweggrund ... Ich hatte geglaubt, daß Sie wirklich kein Waſſer hätten; ... dann

Digitized by Google

hatte ich auch gar nicht überlegt, daß ich Unrecht thue, wenn ich einen jungen Mann in mein Zimmer lasse . . . jetzt weiß ich, daß ich eine Unklugheit begangen habe . . . Ihre Freunde wollen mich ebenfalls besuchen . . . würde ich Sie empfangen, mit welchem Rechte könnte ich Jene abweisen? Urtheilen Sie selbst, Herr Gaston.«

»Meine Freunde sind also auch da gewesen?«

»Sie haben an meine Thüre geklopft, ich habe ihnen aber nicht geöffnet . . . Wüßten Sie, daß ich Ihnen geöffnet habe, sie würden beleidigt seyn . . . Ich bitte Sie, entfernen Sie sich so schnell als möglich.«

»Aber Fräulein, was liegt denn mir daran, wenn meine Freunde böse werden . . . Glauben Sie denn, daß ich dieser jungen Leute halber aufhören werde, Ihnen gut zu seyn . . . Gestern noch schienen Sie mich ohne Zorn anhören zu wollen . . . Sie verboten mir nicht, wieder zu kommen . . . Was habe ich denn seit gestern verbrochen, daß ich heute mit solcher Strenge behandelt werde?«

»Herr Gaston, ich bin durchaus nicht erzürnt . . . Ich wiederhole Ihnen aber, daß ich gestern unbesonnen und unüberlegt war. Sie sprechen mir von Liebe; das würde ein Grund für mich seyn, Sie nicht zu empfangen, da ich nicht will, daß man von Liebe mit mir spricht.«

»Sie wollen es nicht . . . Ist das möglich? Wenn man Sie sieht, wenn man nur in Ihre Nähe kommt . . . kann man dann an etwas anderes denken, als an Liebe? Und warum soll ich denn nicht von Liebe mit Ihnen sprechen? Haben Sie denn . . . haben Sie denn Ihr Herz bereits verschenkt?«

»O nein, mein Herz ist frei.«

»Nun, wenn Sie mir das sagen . . . so muß ich Ihnen

Digitized by Google

wohl recht gründlich mißfallen . . . ſo fühlen Sie wohl, daß Sie mich nie lieben werden?«

»Nein, nein, das habe ich damit nicht ſagen wollen.«

Das junge Mädchen hatte dieſe Worte mit ſo großer Lebhaftigkeit geſprochen, daß Gaſton wieder zu hoffen begann; er bemächtigte ſich ihrer Hand und ſagte zärtlichen Tones:

»Und wenn ich auch nicht von Liebe mit Ihnen ſprechen würde, ſo müßten Sie ſie doch immer in meinen Augen leſen . . . denn ſie wird nie erlöſchen.«

»O, mein Herr, . . . ich bitte Sie . . . wenn Sie mich wirklich lieben, ſo vergeſſen Sie mich.«

»Sie vergeſſen . . . das wäre unmöglich!«

»Ihre beiden Freunde haben es ſich auch in den Kopf geſetzt, mir die Cur zu machen, was mir durchaus nicht zum Vergnügen gereicht . . . Was wird man im Hauſe von mir denken? . . . Ach du lieber Himmel, da wird eben unter uns eine Thüre zugemacht.«

Haſtig ſchlug das junge Mädchen ihre Thüre zu; Gaſton blieb noch einige Augenblicke unbeweglich auf dem Vorplatze ſtehen, blickte dann behutſam über die Rampe hinab und als er ſich überzeugt hatte, daß blos Madame Montenlair den Staub aus ihren Teppichen auf der Treppe ausgeſchüttelt hatte, entſchloß er ſich hinabzuſteigen und ſich in ſein Zimmer zu verfügen.

Von dieſem Tage an hatten die drei Verliebten nicht mehr an Feliciens Thüre gepocht, wohl aber lagen ſie beſtändig auf der Lauer, um ihr möglicher Weiſe auf der Treppe zu begegnen. Felicie ſchien aber ihrerſeits auch die Augenblicke zu erſpähen, in denen ſie ihr Zimmer unbemerkt verlaſſen konnte; auch ging ſie ſehr früh und überhaupt nur ſelten aus und ſo kauften die Verliebten umſonſt ihre Sträuße,

Digitized by Google

kam endlich die hübſche Nachbarin auch einmal in dem Augenblicke vorüber, in dem ſie ihre Thür öffnete, ſo eilte ſie die Treppe ſo vogelſchnell hinauf, daß ſie in ihrem fünften Stock angelangt war, ehe ihre Nachbarn Zeit gehabt, ihr guten Morgen zu ſagen, und bereits ſich in ihrem Zimmer befand, wenn dieſe ſich anſchickten, ihr Blumenſträuße anzubieten.

In ſolchen Fällen pflegte Montenlair jedesmal ihre Thüre zu öffnen und lachend zu Demjenigen, den ſie noch überraſchte, zu ſagen:

»Es ſcheint, daß wir uns wieder umſonſt Auslagen gemacht haben . . . Armer Nachbar! . . . Du lieber Himmel, das erinnert mich an Bordeaux! . . . Da ſah ich auch Blumen in Hülle und Fülle auf meinem Wege, ich war aber nicht ſo ſtolz und habe ſie immer angenommen . . . ein Bouquet legt einem Frauenzimmer noch keine Verpflichtung auf. Glauben Sie mir, junger Mann, nehmen Sie ſich den Kopf nicht gar ſo ſehr mit dieſer Felicie ein . . . Sie iſt wohl ſehr hübſch, das läßt ſich nicht läugnen und ich bin die Erſte, die ihr vollkommen Gerechtigkeit hierin widerfahren läßt . . . Man weiß jedoch nicht, was ſie treibt . . . Der Hausmeiſter kennt ſie eben ſo wenig näher als wir . . . Sie hat für ihr Zimmer eine Monatsmiethe in Vorhinein bezahlt, das beweiſt aber nichts; ſie iſt von anſtändigen Perſonen anempfohlen worden, wie uns Madame Ador erzählt hat; warum kommen denn aber dieſe anſtändigen Perſonen nicht zum Beſuche zu ihr . . . Und dann ihr Name, Felicie und ſonſt nichts . . . Da ſteckt ein Geheimniß dahinter und wo Geheimniſſe ſind, pflegt gewöhnlich nicht viel Gutes herauszukommen.«

Die Reden der ehemaligen Schauſpielerin blieben ohne Eindruck auf den Geiſt der jungen Leute. Feliciens

Digitized by Google

ſchöne Augen, ihre ſchlanke Geſtalt, ihr kleiner Fuß machten ſie taub gegen jedes nachtheilige, über das Mädchen geſprochene Wort; das geheimnißvolle Dunkel, das ihre ganze Exiſtenz umwebte, verlieh ihr nur noch anziehenderen Reiz; alles Romantiſche ſtachelt ja die Einbildungskraft der Verliebten auf; ſie ſtellen ſich dann eine Art von Roman zuſammen, der für die geliebte Heldin jedenfalls zu einer glücklichen Kataſtrophe führen muß.

»Während die beiden Mägde vom zweiten Stock raſch in ihre Wohnungen gegangen waren, um nicht auf dem Plaudern ertappt zu werden, hatte ſich Alexander mit dem Blumenſtrauß ebenfalls in ſein Zimmer verfügt, deſſen Thür aber nur angelehnt, indem er zu ſich ſelbſt ſagte:

»Die ſchöne Felicie iſt ſchon ausgegangen, die Hausmeiſterin hat mir es geſagt; ſie wird jedenfalls nach Hauſe kommen müſſen und ich werde ſie die Treppe heraufkommen hören. Diesmal ſoll ſie mir aber nicht entwiſchen, ich werde ſie im Vorübergehen feſthalten und wenn ich ihr Kleid zerreißen ſollte, es wird dies ſogar ein Mittel zu näherer Bekanntſchaft ſeyn . . . ſie wird, ſie muß mich anhören.«

Ungefähr dasſelbe hatte Gaſton zu ſich geſagt, als er mit ſeinem kleinen Veilchenſträußchen in ſein Zimmer gegangen war. Jeder dieſer Herren ſaß an der halboffenſtehenden Thüre, ſteckte von Zeit zu Zeit die Naſenſpitze hinaus und fuhr raſch zurück, wenn er den Nachbarn in gleichem Manöver begriffen gewahrte.

Gegen halb fünf Uhr war auch der junge Gerichtsſchreiber herbeigekommen; anſtatt eines Bouquets trug er ein Stück Kuchen ſorgfältig in Papier eingewickelt. Sobald er in ſein Zimmer getreten war, nahm er die Stellung ſeiner beiden Freunde an, ſteckte ebenfalls die Naſe bisweilen zur

Digitized by Google

Thüre hinaus und horchte jedem auf der Treppe vernehmbar werdenden Geräusch.

Da es jedoch kalt und der Vorplatz nicht geheizt war, so fingen die von Zeit zu Zeit sichtbar werdenden drei Nasen an, sich sichtlich zu röthen.

Jemand kam die Treppe herauf, es war ein Frauenzimmer, das aber nicht den leichten Gang Felicitens hatte. Nichtsdestoweniger zeigten sich die drei Nasen. Es war die Köchin des Chinasilber-Fabrikanten, der im ersten Stocke wohnte, ein großes, nettes, mit massiven Formen und derben Reizen ausgestattetes Mädchen, Namens Adelheid; sie lachte, als sie die drei Gesichtsvorsprünge in den Thürspalten sah und rief:

»Ach die Nasen! . . . die drei Nasen! . . . Sie sehen ja ganz erfroren aus!«

Sie setzte dann ihren Weg fort und trillerte:

»Die Lieb' ist schön für jung und alt,
Doch nur, wenn's warm ist und nicht kalt!«

Noch waren keine drei Minuten seit dem Vorüberkommen der dicken Köchin vergangen, als sich neuerdings Schritte hören ließen. Alexander, an dessen Thüre man zuerst vorüberkommen mußte, sagte:

»Diesmal muß sie es seyn, sie steigt recht langsam herauf; das thut sie aber nur, um mich irre zu führen . . . sie wird mir nicht auskommen; ich halte sie am Kleide fest.«

Der junge Mensch streckte in der That den Arm aus und erfaßte Etwas; ein derber Fluch wurde ausgestoßen, der aus keinem weiblichen Munde kam. Alexander sah ein, daß er sich vergriffen hatte, er ließ den Stoff, den er gepackt

Digitized by Google

hatte, fahren und wollte die Thüre zuſchließen, woran er jedoch durch folgende Worte verhindert wurde:

»Was ſoll denn das heißen? Wenn das ein Spaß ſeyn ſoll, ſo ſagt er mir durchaus nicht zu . . . Sie haben meinen Paletot zerriſſen, mein Herr. Sie werden jetzt Ihre Thür nicht zuſperren . . . alle Teufel, wir müſſen erſt ein paar Worte mit einander wechſeln.«

Die Töne dieſer wohlbekannten Stimme veranlaßten Madame Montenlair raſch ihre Thüre zu öffnen und ſich folgendermaßen vernehmen zu laſſen:

»Wie, Sie ſind es, Filoſel? Was gibt es denn? Was iſt Ihnen denn zugeſtoßen? Mit wem zanken Sie denn?«

Herr Filoſel iſt ein kleines, ſechzigjähriges, ſehr ſchlecht conſervirtes Männchen, das eine blonde Perrücke von fabelhaften Dimenſionen trägt, welche an den Kopfſchmuck erinnern zu wollen ſcheint, wie man ihn zur Zeit Ludwigs XIV. getragen. Das Männchen iſt immer hochroth im Geſichte, wie dies bei zornmüthigen Leuten gewöhnlich der Fall zu ſeyn pflegt: ſein Temperament gehört zu den reizbarſten, die man ſich nur denken kann. Darum hält er auch mit beiden Händen die Thüre feſt, welche der lange Alexander mit großer Kraftanſtrengung zu ſchließen bemüht iſt.

»Was es gibt, Roſettchen,« ſchrie der kleine Mann mit der großen Perrücke, ohne Alexanders Thüre loszulaſſen; »es gibt, daß man, als ich ganz ruhig hier vorüberging, um Ihnen einen Beſuch zu machen, plötzlich dieſe Thür geöffnet, die Hand herausgeſtreckt, meinen Paletot gepackt und ihn von oben bis unten zerriſſen hat . . . Alle Teufel! ich will den Menſchen kennen lernen, der ſich das erlaubt hat.«

Der lange Alexander war es mittlerweile müde geworden, die Thür länger feſtzuhalten; er ließ ſie plötzlich los: Filoſel,

Digitized by Google

der noch immer aus Leibeskräften daran zerrte, fiel rücklings auf den Vorplatz nieder, weil der Widerstand unerwartet aufgehört hatte.

Madame Montenlair eilt, ihrem Freunde auf die Beine zu helfen, der wie ein Kutscher flucht, weil sich seine Perrücke im Sturze umgedreht hat und die rückwärtige Partie ihm das Gesicht verdeckt.

Alexander hat sein Zimmer verlassen, er beeilt sich, Herrn Filosel Beistand zu leisten und entschuldigt sich so gut er kann.

»Mein Herr, das Vorgefallene thut mir ungemein leid . . . Es war wirklich nicht auf Sie gemünzt . . . es ist hier ein Versehen vorgefallen . . . ich habe Sie für einen meiner Nachbarn gehalten, dem ich einen Possen zu spielen gedachte.«

»Mein Herr, ich kann das nicht so hingehen lassen . . . Rosinette, drehen Sie doch meine Perrücke um . . . Sie sehen ja, daß mir die Haare in den Mund hinein hängen . . . Das sind hübsche Possen, mein Herr, sich wie ein wüthender Wolf auf Jemanden zu werfen . . . ihm seinen Paletot zu zerreißen . . .«

»Ich versichere nochmals, daß nur ein Versehen daran Schuld trägt . . . ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung.«

»Nun, nun, Filosel, beruhigen Sie sich,« sagte Madame Montenlair, nachdem sie ihm die Perrücke zurecht gerückt hatte. »Mein Nachbar Alexander hat keinesfalls eine Ahnung davon gehabt, daß Sie vorüberkommen würden.«

»Gewiß nicht, mein Herr . . . glauben Sie, daß ich von ganzem Herzen bedaure . . .«

Digitized by Google

Je mehr Entſchuldigungen jedoch angebracht wurden, deſto mehr gerieth der kleine Mann in Zorn; er ſtampfte mit den Füßen und ſchrie wie ein Beſeſſener:

»Ich laſſe mir das nicht gefallen . . . Was, man wirft mich zur Erde, man zerreißt mir den Paletot und man glaubt dann, mit Entſchuldigungen durchkommen zu können! . . . Nein, nein, ich bin nicht aus ſo weichem Thon geknetet . . . Sapperment noch einmal!«

Alexander änderte nun auch den bisher eingehaltenen Ton:

»Ho, ho, wiſſen Sie, Sie alte, weichgeſottene Kartoffel, daß Sie mir jetzt zu dick kommen? Da höre einmal Einer das alte Möbel aus den Zeiten Ludwigs XIV., was er für ein Aufſehens macht, weil ich meine Thür losgelaſſen habe und ſeine Perrücke ſich umgedreht hat . . . Einen unſchuldigen Scherz nicht begreifen zu wollen . . . Sie wollen ſich wohl ſchlagen? Mir kann's recht ſeyn, ich bin im Augenblick bereit . . . Piſtolen habe ich ohnedies in meinem Zimmer; wir können in den Hausgarten hinabgehen und die Sache ſofort ausmachen. Vorwärts, alter Papa, linksum, marſch! wir werden gleich fertig ſeyn.«

Madame Montenlair wirft ſich Alexander in den Weg, hängt ſich ihm an den Hals und ruft aus:

»Nun und nimmermehr! . . . Ein Duell! . . . Sich ſchlagen wollen! . . . Wollen Sie denn, daß ich gleich hier vor Ihren Augen des blaſſen Todes ſey?«

»Liebe Nachbarin, ich will gar nichts! Dieſer Herr iſt es, der mich den Thon kennen lehren will, aus dem er gemacht iſt, und ich bin zu höflich, um ihm ſeinen Wunſch zu verſagen.«

Als der kleine Zornteufel ſah, daß er mit einem tüchti-

Digitized by Google

gen Jungen angebunden hatte, der sich nicht vor ihm fürchtete, ergab sich, was in solchen Fällen gewöhnlich zu geschehen pflegt: der Zornmüthige beruhigte sich, rückte die Perrücke zurecht und sagte:

»Nun . . . Sie werden wohl selbst einsehen . . . wenn man so unerwartet und plötzlich angegriffen wird . . . Mein Paletot hat doch jedenfalls einen erschrecklichen Riß.«

»Den ich ausbessern werde, Filosèl, man wird gar nichts bemerken. Jetzt aber soll die Sache ein Ende haben; zwei charakter- und muthvolle Männer dürfen sich einer solchen Bagatelle halber nicht schlagen; auch kenne ich Herrn Alexander und weiß, daß er durchaus nicht die Absicht hatte, Sie beleidigen zu wollen.«

»Freilich nicht, ich habe es ja dem Herrn gesagt, daß das Ganze nur ein Versehen war.«

»Wenn dem so ist . . . so soll die Sache auch keine weitern Folgen haben . . . lassen Sie uns in Ihr Zimmer gehen, Rosinette.«

»Gehen Sie nur voran, Filosèl, gehen Sie nur.«

Das kleine Männchen grüßt den langen, jungen Mann ziemlich unfreundlich; es erinnert sich, daß er es eine alte Kartoffel genannt hat, dann begibt es sich in das Zimmer der Madame Montenlair, die noch zurückgeblieben ist, um Alexander zuzuflüstern:

»Er ist ein Hitzkopf, ein vom Geschäft zurückgezogener Senfhändler aus Bordeaux.«

»Da ist ihm wohl,« sagte Alexander lachend, »von seinem Handelsartikel etwas in der Nase geblieben. Sein Senf muß aber übrigens nicht sehr stark gewesen seyn, auf keinen Fall war es echter Dijoner . . . Sie haben aber jetzt

Digitized by Google

keine Zeit, Sie müſſen den Filoſèl wieder zuſammennähen! . . . Sagen Sie mir doch einmal, warum er denn eine ſo große Perrücke trägt?«

»Wegen ſeiner Rheumatismen.«

»Ah, das iſt ein ausreichender Grund.«

Nachdem die Nachbarin ſich entfernt hatte, hörte Alexander laut in den Zimmern ſeiner Freunde lachen.

Die beiden Herren öffneten ihre Thüren; Alexander trat mitten auf den Vorplatz hin und ſagte:

»Na, Ihr ſeyd wohl recht zufrieden? . . . Ich hoffe, daß ich Ihnen eine gehörige Unterhaltung bereitet habe; die Geſchichte mußte ſich für die Zuſchauer recht gut ausnehmen; der kleine Filoſèl iſt wirklich ein ſpaßiges Kerlchen . . . Man ſollte ihn unter einem Glasſturz aufbewahren; am Boden liegend und mit der umgekehrten Perrücke muß er ſich beſonders köſtlich ausgenommen haben.«

»Und Roſinchen, die auf dem Punkte war, in deinen Armen ohnmächtig zu werden.«

»Das wäre noch ſchöner geweſen . . . Im Grunde iſt aber doch Mamſell Félicie an allem dem Schuld.«

»Du haſt alſo wohl ihr das Kleid zerreißen wollen, da Du ihm den Paletot zerriſſen haſt?«

»Zerreißen war durchaus nicht meine Abſicht; ich habe ſie nur einen Augenblick im Vorüberkommen aufhalten wollen; wie mich bedünken will, meine Jungen, habt Ihr ſo ziemlich in gleicher Abſicht hinter euren Thüren gehockt . . . Was Teufel hat Collinet da in ſeinem Papier? Etwa wieder Zündhölzchen?«

»Nein, etwas Anderes.«

»Laß' es ſehen.«

Digitized by Google

»Wozu denn? Verlange ich doch auch nicht eure Sträuße zu ſehen.«

»Unſere Sträuße kann man riechen, das iſt aber ein anderer Geruch; das riecht nach Fett. Willſt Du deiner hübſchen Nachbarin vielleicht eine Wurſt zum Geſchenk machen?«

»Ich ſage nun einmal nicht was ich habe.«

»Schadet nichts, wir werden doch nicht glauben, daß es von Werth iſt. Uebrigens, liebe Freunde, kann nicht in Abrede geſtellt werden, daß das Fräulein da oben uns gehörig am Narrenſeil herumführt.«

»Das thut ſie nicht, da ſie uns weder Hoffnungen macht, noch ein Stelldichein gibt; wir ſuchen wohl ihrer anſichtig zu werden, ſie weicht uns aber immer aus.«

»Das kann nur ſo ein Troubadour, wie Du biſt, glauben; man ſieht, daß Du vom Lande biſt; es macht ihr Vergnügen uns die Köpfe verdreht zu haben und das iſt Alles . . . ſie iſt cokett, wie alle Weiber es ſind.«

»Sie iſt nicht cokett, da ſie nicht will, daß man mit ihr von Liebe ſpreche.«

»Hat ſie das zu Dir geſagt?«

»Nun . . . ja.«

»Das beweiſt nur, daß Du ihr nicht gefällſt, ſonſt nichts. Ah, da kömmt wieder Jemand die Treppe herauf . . . es iſt ein Frauenzimmer.«

Die drei jungen Leute beugen ſich mit dem Oberleibe weit über die Treppenrampe hinaus, um hinabzuſehen. Eine ungefähr dreißigjährige, geſchmackvoll gekleidete Dame ſteigt die Treppe herauf und bleibt im dritten Stocke ſtehen, um etwas in ihren Taſchen zu ſuchen.

»Es iſt Madame Petineaux,« ſagt Alexander.

Digitized by Google

»Glaubst Du?«

»Ich bin meiner Sache gewiß.«

»Netter Wuchs . . . Ist sie im Gesichte auch hübsch?«

»Warte, sie soll gleich den Kopf in die Höhe heben.«

Alexander stieß einen lauten durchdringenden Schrei aus. Madame Petineaux hebt den Kopf empor, erröthet, als sie der drei jungen Leute ansichtig wird, die auf sie hinabschauen; sie erwiedert ihre Verbeugungen mit leichtem Kopfnicken.

»Bitte tausendmal um Entschuldigung, Madame,« sagte Alexander, »ich habe Sie vielleicht erschreckt, es ist aber nicht meine Schuld, ich habe plötzlich einen Krampf in der Wade bekommen . . . und wenn mich der erfaßt . . . das thut so weh . . . Au! Er packt mich schon wieder.«

»Sie sollten,« meinte die Dame, »zum Doctor Urtaby hinabgehen, er wohnt im zweiten Stock und wird Ihnen ohne Zweifel sagen, was Sie gegen das Uebel thun sollen.«

»Sie haben Recht, Madame, ich werde zu dem Doctor hinabgehen . . . sobald ich nur wieder werde auftreten können; jetzt wäre ich es nicht im Stande; es ist rein unmöglich in diesem Augenblicke. Ich bin Ihnen nichtsdestoweniger für Ihren freundlichen Rath sehr verpflichtet.«

»Keine Ursache, mein Herr.«

Madame Petineaux hat ihren Schlüssel in ihrer Tasche gefunden, öffnet ihre Thüre und grüßt die jungen Leute vom vierten Stock noch einmal mit vieler Freundlichkeit.«

»Sie ist recht hübsch, die junge Frau,« rief Alexander aus.

»Hm! recht hübsch!« fiel Gaston ein . . . »ein or-

Digitized by Google

dinäres Geſicht, nichts Beſonderes ... nicht häßlich, aber auch nicht ſchön.«

»Meinſt Du? Du ſagſt das nur, weil ſie Dich nicht ſo wie mich angeſehen hat.«

»Sie ſieht ſehr zärtlich aus,« meinte Collinet; »es ſollte mich nicht wundern, wenn ihr Herr Gemal ... he, he, he ...«

»Wer bringt Dich auf dieſe Vorausſetzung?«

»Fräulein Amanda, der dieſe Dame zu wiederholtenmalen am Arme eines ſchnurbärtigen jungen Mannes begegnet iſt, den ſie immer an der Ecke der Cadetſtraße verläßt ...«

»In dieſem Falle würde ich das Wappen des Herrn Petineaur recht gern mit einer kleinen Zugabe ſchmücken.«

»Wenn Dir die Dame ſo ſehr gefällt, ſo mache ihr den Hof und kümmere Dich nicht mehr um Fräulein Felicie.«

»Das werde ich bleiben laſſen. Wenn die Dame hübſch iſt, ſo iſt es das Fräulein noch hundertmal mehr. Das Eine hindert übrigens das Andere nicht; man kann recht gut zu dieſer Zeit zwei Haſen nachſetzen; Ueberfluß an Wildpret hat noch nie für Unglück gegolten. Auch habt Ihr es nur mir zu danken, daß Ihr der Dame anſichtig geworden ſeyd, ohne meinen Krampf hätte ſie den Kopf ſicher nicht emporgehoben.«

»Es kömmt ſchon wieder Jemand herauf,« ſagte der kleine Schreiber, »diesmal iſt es aber ein Mann.«

»Sieh' einmal, es iſt Herr Loupard ... Was Teufel mag denn der hier wollen?«

Es war in der That der Schulmeiſter, der die Treppen heraufſtieg und im vierten Stock ganz erſtaunt darüber

Digitized by Google

ſtehen blieb, daß die jungen Leute noch immer auf dem Vorplatz verweilten.

»Guten Tag, Herr Loupard,« ſagte Alexander, »ſuchen Sie Einen von uns?«

»Ja, mein Herr, ich bin in der That zu Ihnen gekommen, um . . .«

»Nun, wenn es Ihnen keinen Unterſchied macht, ſo werden wir Sie hier empfangen, wir haben kein Feuer in unſern Zimmern und darum empfangen wir unſere Beſuche gerne auf dem Vorplatze . . . es iſt heller.«

»Ja,« ſagte Collinet, »und dann bleiben auch unſere ſo ſchön gewichſten Fußböden ſauber.«

»Oh, meine Herren, meinethalben dürfen Sie ſich keinen Zwang anthun . . . mir kann's überall recht ſeyn.«

»Setzen Sie ſich, Her Loupard,« ſagte Alexander, indem er dem Schulmeiſter die erſten Stufen des fünften Stockwerkes anwies.

Der Angeſprochene verneigte ſich und antwortete:

»Bitte keine Umſtände zu machen; ich kann eben ſo gut ſtehen bleiben. Ich habe Sie über etwas, was mir im Kopfe herumgeht, zu Rathe ziehen wollen. Vor Allem muß ich Ihnen ſagen, daß ich mich heute in die Galandeſtraße begeben habe, um dort Herrn Bodinet nach der Adreſſe aufzuſuchen, die ich von Ihnen erhalten habe.«

»Nun?«

»Leider habe ich ihn dort nicht mehr gefunden, Tags zuvor hat er die Wohnung verlaſſen und zwar, ohne ſeinen Miethzins zu zahlen, wie man mir geſagt hat; er hat ſich ganz incognito aus dem Staube gemacht.«

Digitized by Google

»Das war nicht schwer,« sagte Collinet, » da er Ueberfluß an gänzlichem Möbelmangel hat.«

»Kurz, meine Herren, dieser so gar nicht zartfühlende Mensch ist neuerdings verschwunden . . .«

»Pst! . . . Warten Sie ein wenig, Herr Loupard, man hat im dritten Stock eine Thüre geöffnet . . . das geht vielleicht mich an.«

Alexander bückt sich abermals über die Rampe, um hinabzusehen, weil er glaubt, daß Madame Patineaux neuerdings ausgeht, Gaston und Collinet thun dasselbe; der Schulmeister erschrickt über die Art und Weise, in der die jungen Leute sich mit halbem Leibe über die Rampe hinaus legen, er ruft:

»Meine Herren, nehmen Sie sich doch in Acht, ich bitte Sie . . . beugen Sie sich nicht so weit vor; Sie könnten das Uebergewicht bekommen!«

Madame Joly, die mit einem gewissen Gefäße herausgekommen war, dessen Inhalt sie in den Abort leeren will, murmelt mit so lauter Stimme, daß sie im vierten Stocke verstanden werden kann:

»In diesem Hause kann man doch nicht das Geringste unbemerkt thun; die gewöhnlichsten täglichen Verrichtungen werden belauscht und erspäht; die Nachbarn sitzen einem beständig auf dem Nacken und bringen ihr ganzes Leben auf der Treppe zu . . . Ich werde mich beim Hausherrn, bei Herrn Mouton, beklagen . . . nöthigenfalls gehe ich zum Polizeicommissär!«

Herr Vögl, der dicke Deutsche, öffnet seine Thür und sagt:

»Was fehlt Ihnen denn, Madame? . . . Ist Feuer bei Ihnen ausgekommen?«

Digitized by Google

»Laſſen Sie mich in Ruhe ... Ich habe nicht mit Ihnen geſprochen ... Anſtatt neugierig umherzuſpähen und zu lauſchen, ſollten Sie lieber Ihre Katze einſperren, damit ſie nicht überall herumlaufe und meine Strohmatte unſauber macht ... Wenn ich ſie einmal dabei ertappe, ſchlage ich ihr alle Knochen entzwei.«

»Meine Katze, iſt ein ſauberes Thier; auch erlaubt ſie ſich nichts Unſittliches; ſie iſt ein kaſtrirter Kater ...«

»Pfui, mein Herr, ſchweigen Sie doch und ſchämen Sie ſich; wer wird denn mit einem Frauenzimmer von derlei Dingen reden? ... Was es doch in dem Hauſe für Leute gibt! Es iſt entſetzlich!«

Madame Joly geht in ihr Zimmer und ſchlägt die Thüre mit Heftigkeit hinter ſich zu. Herr Vögl thut dasſelbe und ſagt:

»Die Dame iſt ſehr langweilig!«

Die drei jungen Leute lachen aus vollem Halſe über den Zorn der Madame Joly.

»Meine Herren,« ſagte Herr Loupard, als die jungen Leute anſtatt ihrer vorgebeugten Lage wieder eine verticale angenommen hatten, » dieſer Herr Bodinet, der nicht daran denkt, irgend ein Koſtgeld für den Unterhalt ſeines Sohnes zu zahlen, hat mehre Doſen bei mir hingelegt, eine hat er genommen, es bleiben alſo noch neunzehn übrig; dieſe habe ich heute Jemanden gezeigt, der ſich herbeilaſſen will, mir ſie durchſchnittlich à zwei Francs per Stück abzunehmen.«

»Geben Sie ſie, Herr Loupard,« ſagte Alexander, »geben Sie ſie; ſie ſind nicht mehr werth, benützen Sie die Gelegenheit.«

Digitized by Google

»Aber glauben Sie denn, liebe Herren, daß ich das Recht habe, die erwähnten, mir anvertrauten Dosen zu verkaufen?«

»Ob Sie das Recht dazu haben! Das will ich meinen. Nicht wahr, Collinet, der Herr hat das Recht dazu?«

»Wie lange befinden sich diese Gegenstände schon in Ihrem Besitze?« fragte der kleine Schreiber.

»Dreizehn Monate, lieber Herr, volle dreizehn Monate; während dieser Zeit habe ich nicht mehr als dreizehn Francs, fünfzig Centimes Kostgeld für die Erhaltung des kleinen Aristide Bodinet anstatt der dreihundert Francs bekommen, die mir sein Vater zugesagt hat.«

»Sie können die Dosen verkaufen . . . Lassen Sie sich eine ordentliche Verkaufsrechnung ausfertigen . . . Sie werden dann achtunddreißig Francs als Abschlagszahlung erhalten haben.«

»Ich danke Ihnen, meine Herren und bin Ihnen sehr verbunden. Da Sie der Ansicht sind, daß mir ein Recht zum Verkaufe zusteht, so will ich ihn auch vornehmen, denn die Zeiten sind schwer und hart . . . der Winter ist da und ich muß Holz kaufen, um für meine jungen Zöglinge heizen zu können.«

Herr Loupard grüßt die jungen Leute und steigt die Treppe wieder hinab.

»Wackerer Mann!« sagte Alexander; »er erlaubt sich nicht über die elende Garantie zu verfügen, die man ihm gelassen hat . . . Mittlerweile ist es jedoch spät geworden und mein Magen mahnt mich, daß Essenszeit ist. Ueber der Liebe darf der Magen nicht vernachlässigt werden . . . Geht Ihr Andern denn nicht auch essen? Ihr seht, daß die Kleine nicht zu Hause speist, während wir sie hier noch immer auf

Digitized by Google

der Treppe erwarten . . . Wir laſſen uns wirklich gar zu gröblich bei der Naſe herumführen . . . Kommt, wir wollen ein Piquenique zu zweiunddreißig Sous per Kopf veranſtalten . . . Gaſton wird den Kaffee und ich den Liqueur zahlen. Dir iſt's wohl ſo recht, Collinet?«

Der Antrag wurde angenommen; die jungen Leute gingen zuſammen fort, da jeder von ihnen froh war, keinen Rivalen hinter ſich zurückzulaſſen.

X.

Doctor Urtuby.

Um drei Viertel auf fünf Uhr war Doctor Urtuby nach Hauſe gekommen; er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, er ſchwitzte ſogar am ganzen Leibe, obwohl es ſchon kalt war; er ſchien ſehr ermüdet zu ſeyn, was ihn übrigens nicht hinderte, ſeine Geige aus ihrem Etui zu nehmen und zu ſtimmen.

Der Doctor hat ein angenehmes, geiſtreiches Geſicht, er iſt beinahe ganz kahl, hat aber nichtsdeſtoweniger eine jugendliche Geſtalt und ein ſehr lebhaftes Auge.

»Was für ein Beruf! Was für ein abſcheulicher Beruf!« ruft er aus, indem er die Geige ſtimmt; »keine Minute kann man ſich ſelbſt ungeſtört angehören . . . würde man auf die Kranken hören, man könnte ſie keinen Augenblick verlaſſen und ich würde nie Zeit finden, meinen Part in unſerm Mozart'ſchen Quartett zu ſtudiren . . . Und Mozart iſt ziemlich ſchwer! He, Marie, iſt Jemand hier geweſen?«

Digitized by Google

»O, ja, Herr Doctor . . . Man hat von Madame Lepinel geſchickt; ſie glaubt, daß ſie heute entbinden werde.«

»Sie wird mir doch nicht den Streich ſpielen und entbinden wollen, wenn ich Gäſte zu Tiſche habe . . . ſie wird ſchon noch ein paar Tage warten . . . Ich meinte, ob Jemand von den Herren gekommen iſt, von jenen Herren, die . . .«

»Ach, ſeyn Sie nur außer Sorgen, die werden ſchon kommen, ſobald nur Eſſenszeit ſeyn wird.«

»Mamſell Marie iſt doch immer in gereizter Stimmung . . . Ach, da iſt der Steg an der Geige gebrochen . . . wenn ich nur einen andern zu Hauſe haben werde.«

»Es iſt auch eine Dame gekommen, die wenigſtens fünfundſechzig Jahre alt iſt, Madame Boquet, die ſich impfen laſſen will . . .«

»Ich habe ſie erſt im vorigen Frühling geimpft.«

»Sie behauptet, der Impfſtoff habe nicht ganz gut gefaßt, man ſpreche davon, daß die Blattern jetzt umgehen und ſie fürchte ſich . . .«

»Alte Närrin, die ſich jedes Jahr impfen läßt . . . Wovor fürchtet ſie ſich denn eigentlich? Häßlicher wird ſie durch die Blattern nicht werden können, die alte Elſter!«

»Nach ihr iſt die junge, erſt vor Kurzem verheirathete Frau gekommen, die den Herrn Doctor konſultiren will . . . weil ihr Mann . . . ich weiß nicht wie ich ſagen ſoll . . . ſie muß wohl nicht gut verheirathet ſeyn.«

»Ach, ich weiß ſchon, um was es ſich handelt . . . ein ſehr ſchwerer Fall . . . Armes Weibchen . . . Vor Zeiten würde man den Zuſammentritt angeordnet haben . . . heut zu Tage wird jedoch die Juſtiz anders gehandhabt; es iſt

Digitized by Google

wirklich ſchade; der Vorgang muß unterhaltend geweſen ſeyn.«

»Was iſt denn das, der Zuſammentritt?«

»Mamſell Marie, ich werde Ihnen das ein andermal erklären, des Abends, wenn Sie eben mein Bette machen . . . Jetzt habe ich einen andern Steg angebracht . . . wenn er nur aushalten wird.«

»Es iſt auch die Frau eines Herrn gekommen, der ein halbes Dutzend Klyſtiere im Leibe hat und ſie nicht mehr von ſich geben will . . .«

»So ſoll er ſie behalten und mich in Ruhe laſſen . . . Er wird es doch aushalten.«

»Ich habe der Frau den Rath gegeben, ihrem Manne noch ein Klyſtier zu appliciren.«

»Du haſt Recht gehabt . . . Ob ich wohl gut geſtimmt habe . . . die verwünſchten neuen Saiten laſſen immer nach.«

»Man erwartet Sie bei jenem Herrn.«

»Man ſoll nur warten. Marie, ich gehe in mein Cabinet, um meinen Violinpart einzuüben . . . wenn Patienten kommen, ſo bin ich nicht zu Haus, verſtehſt Du mich, ſchicke alles fort, ſage, man habe mich geholt, ich hätte über Land müſſen, ich würde erſt morgen zurückkommen.«

»Schon recht, Herr Doctor.«

»Und jetzt, Marie, ſieh' nach dem Diner, Du weißt, daß ich heute Kenner zu Gäſten habe.«

»Oh, es fehlt Ihnen nie an Kennern, wenn leckere Schüſſeln auf den Tiſch kommen . . . Sie ſind ſelbſt ein Kenner, wenn es ſich um gute Biſſen handelt.«

»Darum behalte ich Dich im Hauſe, Marie.«

Digitized by Google

Er klopfte dem Mädchen liebkosend auf die Wangen, legte den Arm vertraulich um ihren Leib, sperrte sich in sein Cabinet ein und begann die Geige zu handhaben.

Bald darauf wurde geklingelt. Ein alter Herr, der ganz citronengelb im Gesichte und zusammengekrümmt wie ein Reif war, erschien an der Thüre.

»Wohnt hier Doctor Urtuby?«

»Ja, er ist aber nicht zu Hause,« antwortete Mamsell Marie, die Thürklinke in der Hand behaltend, um sogleich wieder zuschließen zu können.

»Wie sollte er denn nicht zu Hause seyn, der Hausmeister hat mir ja gesagt, daß er soeben nach Hause gekommen sey.«

»Das ist möglich, er ist aber wieder fortgegangen.«

»Das ist ein wahres Unglück, er muß mir jedenfalls und um jeden Preis etwas verschreiben. Ich bin überzeugt, daß der Apotheker sich vergriffen hat: ich habe schmerzstillenden Balsam begehrt, um mir das Kreuz einzureiben, das mir gar so weh thut . . . ich weiß nicht was er mir gegeben hat, seit mich aber meine Frau damit eingerieben hat, kann ich nicht mehr in die Höhe und bin wie zerschlagen.«

»Ihre Frau wird Sie wohl allzu stark gerieben haben.«

»Ich werde warten, bis der Doctor nach Hause kömmt.«

»Das würde ganz unnütz seyn; er ist über Land und wird erst morgen wieder kommen.«

»Das ist doch ein rechtes Unglück; ich werde auf jeden Fall meine Adresse hier lassen; Herr Hurlé, Provencegasse . . .«

In diesem Augenblicke hantierte der Doctor so kräftig

Digitized by Google

mit dem Fidelbogen, daß der alte Herr die Striche hören mußte; da er seinen Rücken nicht aufrichten konnte, so spitzte er wenigstens die Ohren und sagte:

»Sieh, sieh! da spielt ja Jemand Geige bei Ihnen!«

»O, das ist nur der Neffe meines Herrn, der seine Violinstudien macht, wenn sein Onkel nicht zu Hause ist; er muß die Zeit benützen, da er nicht spielen darf, sobald der Doctor nach Hause kömmt; der kann das Geigen nicht leiden.«

»Das will ich gern glauben! Ein Gelehrter! Au weh! mein Kreuz!«

»Guten Morgen.«

»Aber, Mamsell, was soll ich denn thun, um mich wieder aufrichten zu können? Man hat mir Schwefelbäder angerathen.«

»Die können Sie brauchen, aber mit Senf jeden Morgen.«

Mamsell Marie schließt die Thür und kehrt nach ihrer Küche zurück, wobei sie ihrem Herrn zuruft:

»Spielen Sie nicht so stark, die Patienten hören Sie.«

»Marie, höre einmal die Passage auf der vierten Seite, wie Paganini . . .

»Ich habe gerade die Zeit dazu, wenn ich meine Macaroni anbrennen lassen will . . . Ueberdies hat Sie ein Herr Hurlé aus der Provencegasse gesucht, er leidet an Kreuzschmerzen.«

»Schön!«

»Er kann sich nicht mehr aufrichten.«

»Sehr schön; ich werde ihn morgen besuchen . . . höre nur einmal zu, das sind Scalen . . .«

»Ach was weiß ich von Scalen!«

Digitized by Google

Einige Minuten vor sechs Uhr fanden sich die Gäste des Doctors ein; es waren ihrer sieben; drei Aerzte, zwei Apotheker, ein Studirender der Medicin und ein angehender Zahnarzt. Einer dieser Herren spielte die Geige, ein anderer die Baßgeige, ein Dritter das Violoncell. Die Andern wissen wenigstens die Gabel und auch die Karten mit besonderer Fertigkeit zu handhaben.

»Guten Morgen, *Virtuose!*«

»Guten Morgen, großer Künstler!«

»Guten Morgen, berühmter Geiger!«

In solcher Weise begrüßten die Gäste ihren Amphytrion. Hierauf schüttelte man sich die Hände und fing zu plaudern an.

»Quid novi, Doctor Dumousseaux?«

»Nichts Besonderes.«

»Man sagt, Lambelle habe eine neue Sulze für Brustkranke *erfunden.*«

»*Warum* hat er also dann seine Frau sterben lassen?«

»Ohne Zweifel hatte er damals die Sulze noch nicht erfunden.«

»Sie werden wohl schon gehört haben, daß Dupuivers ein untrügliches Mittel gegen die Cholera entdeckt hat?«

»Guter Spaß das! Er wird wohl die Cholera für sein Mittel entdecken, wird seine Kunden, wenn sie krank sind, glauben machen, sie hätten die Cholera, wird ihnen sein Mittel geben und dann die Cholera geheilt haben!«

»Der Gedanke ist jedenfalls gut.«

»Es soll jetzt viel Lungenentzündungen geben, meine Herren; ist es wahr?«

»Ja.«

»Gefährlich?«

Digitized by Google

»Wenn nicht rechtzeitig eingeſchritten wird, ja.«

»Unendlich tief und gelehrt!«

Doctor Urtuby unterbricht das Geſpräch, indem er ausruft:

»Was fällt Ihnen denn ein, meine Herren, wer wird denn von Krankheiten ſprechen? Wollen Sie etwa therapeutiſche Vorleſungen halten? Mich will bedünken, daß wir zuſammengekommen ſind, um uns ein wenig zu unterhalten; heute wollen wir lachen, morgen können wir dann wieder ernſthaft ſeyn.«

»Urtuby hat Recht . . . an den ernſthaften Geſprächen iſt nur der verwünſchte Courtilland Schuld, ſeitdem er eine Apotheke gekauft hat,' denkt er an nichts, als wie er ſeine Arzneiſtoffe losſchlagen ſoll; er möchte alle Welt krank ſehen.«

»Student, ſchweigen Sie; wir werden ſehen, woran Sie dann denken werden, wenn Sie einmal den Doctorgrad haben werden.«

»Courtilland würde beſſer thun, wenn er Clarinette ſpielen lernte; dann könnte er uns begleiten.«

»Clarinette iſt überhaupt ein Inſtrument, das alle Apotheker ſpielen lernen ſollten.«

»Fangen Sie ſchon wieder mit den alten Späßen über die Apotheker an? das iſt ſchon abgenützt und wird nicht einmal mehr im Vaudeville gebraucht.«

»Schade! Es nimmt ſich manchmal doch recht komiſch aus: hören Sie einmal, Courtilland, iſt es wahr, daß Sie in die Durchfallgaſſe ziehen wollen, um mehr Abgang zu haben?«

»Schon wieder! Jugendlicher Studirender, dafür werden Sie mir büßen!«

Digitized by Google

»Meine Herren, die italieniſche Oper hat bereits ihre Saiſon eröffnet; wer hat denn ſchon einer Vorſtellung beigewohnt?«

»Ich bin vorgeſtern dort geweſen.«

»Hübſch ausgefallen?«

»Immer die alte Geſchichte!«

»Wenn die alte Geſchichte entzückend iſt, ſo wird man ihrer nicht müde.«

»Entſchuldigen Sie, man wird ihrer doch müde; Zuckerwerk wird einem endlich auch zu viel!«

Marie erſchien auf der Schwelle des Salons mit dem Rufe:

»Es iſt aufgetragen!«

»Bravo!«

»Herrliche Nachricht!«

»Er hat noch immer dieſelbe Köchin!«

»Sie iſt hübſch.«

»Ein ſchelmiſches Geſichtchen ... O, Urtuby, Urtuby!«

»Meine Herren, ſie kocht ſehr gut und darum behalte ich ſie.«

»Wir haben auch gar nichts Anderes gedacht.«

»Zu Tiſche, meine Herren, zu Tiſche!«

Man begab ſich in den Speiſeſaal, ſetzte ſich an den Tiſch und ging ans Werk.

Aerzte und Apotheker ſind gewöhnlich Kenner, Feinſchmecker, Leckermäuler und Gaſtronomen, eine Eigenſchaft, die nicht jeder Vieleſſer beſitzt.

Im Beginne des Diners wurden nur kurze Sätze gewechſelt.

»Ihre Köchin iſt wirklich ſehr geſchickt.«

Digitized by Google

»Die Sauce iſt vortrefflich!«

»Ich votire einen Toaſt für Fräulein Marie.«

»Warten Sie noch, meine Herren, warten Sie noch! Wir ſind noch nicht fertig.«

»Das hoffe ich auch; ich habe nur angefangen mich ein wenig zu begeiſtern.«

»Betrachten Sie, meine Herren, dieſen Courtillard mit beſonderer Aufmerkſamkeit; er iſt ein gaſtronomiſches Talent erſter Größe. Er ißt nicht nur, ſondern er ſchmeckt auch, was er ißt; er übereilt ſich nicht und verſteht es, immer zur rechten Zeit zu trinken.«

»Ja, er iſt ein echter Gourmand.«

»Ich pflege ihn bei Tiſche jederzeit zu bewundern; dieſe Kinnbackenfertigkeit!«

»Ich würde mir nichtsdeſtoweniger Ihre Kinnbacken ausbitten, wenn ich mit Philiſtern anzubinden hätte.«

»Guter Witz! Apotheker, machen Sie mehr ſolche Witze, und Sie werden viel Zuſpruch haben.«

Es wurde wieder geklingelt.

»Meine Herren,« ſagte Doctor Urtiby zu ſeinen Gäſten, »ich erſuche Sie, leiſe zu ſprechen. Marie hat ihre Weiſungen. Ich bin für Niemanden zu Hauſe.«

Nach wenigen Augenblicken meldet Mamſelle Marie ihrem Gebieter:

»Herr Doctor, man hat ſchon wieder von Madame Lepinel hergeſchickt; ſie wartet nur auf Sie, um zu entbinden.«

»Schön, ſie ſoll nur warten.«

»Ich habe geſagt, der Herr Doctor wären noch nicht nach Hauſe gekommen.«

Digitized by Google

»Sie sind ja so angewiesen. Marie, diese Herren haben Ihnen Complimente für die Sauce votirt.«

»Ja, ja.«

»Sie sind eine Kochvirtuosin.«

»Ehre dem Talente!«

»Danke schön, meine Herren!«

»Bringe jetzt die Dessertweine.«

»Der Urtuby hat doch immer köstliche Weine!«

»Und er tischt sie seinen Freunden auf, was auch nicht Jeder thut.«

»Ja, meine Herren, ich setze meinen Gästen sehr gerne gute Weine vor, das heißt, wenn sie dieselben zu würdigen verstehen und nicht zu jenen Leuten gehören, denen man edle Getränke einschenkt und die sie hinunterschütten, wie den gewöhnlichsten Wein, ohne die Gottesgabe im mindesten zu beachten und sich in ihrem Gespräche über Regen und schönes Wetter, über Ernte und Politik dabei zu unterbrechen; hat man mit solchen Ignoranten zu thun, mit so unverständigen Schmeckern, so bleibt nichts übrig, als sich für die Zukunft vornehmen, ihnen nur gemeine Weine vorzusetzen.«

»Urtüby hat Recht; Unverständigen, welche die Qualität guter Weine nicht verstehen, solche vorsetzen, heißt den Säuen Perlen vorwerfen.«

Abermals wurde an der Schelle gezogen; die Gäste unterbrachen ihre Gespräche; die Köchin kam wieder herbei.

»Frau von Roussilly hat geschickt,« sagte sie, »sie hat wieder ihre nervösen Anfälle.«

»Schon gut, sie wird sie morgen auch noch haben, derlei hält immer lange an.«

*

Digitized by Google

»Dann läßt Madame Thibouté den Herrn Doctor bitten, ihr einen Beſuch zu ſchenken; ſie hat eine belegte Zunge.«

»Gegen böſe Weiberzungen gibt es keine Arznei. Marie, bringe uns Champagner. Sie ſehen, meine Herren, daß man ſich verläugnen laſſen muß. Man würde ſonſt nicht einmal Zeit zum Eſſen haben. Wer aber Andere curiren will, muß vor Allem ſelbſt leben.«

»Hören Sie einmal, Doctor, ich bin dem Maler Duflon begegnet; er iſt gänzlich geneſen, was er nur Ihnen verdankt. Hören Sie, Sie haben da eine ganz ausgezeichnete Cur gemacht; der arme Duflon war recht übel daran.«

»Ja, es iſt mir durch eine neuerſonnene Methode gelungen, ihn ... aber apropos, meine Herren, heute Abend ſollten Sie mich in dem Andante des zweiten Quartetts hören ... die Variation hat ganz paſſable Schwierigkeiten, wir werden ſie jedoch zu überwinden wiſſen. Ach, die Muſik! Es geht doch nichts über Muſik!«

»Ich möchte in dieſem Augenblicke nichtsdeſtoweniger behaupten, daß dieſer ganz ausgezeichnete Braten —«

»Emollit mores nec sinit esse feros!«

»Es klingelt ſchon wieder!«

»Der muß wohl recht krank ſeyn, denn er reißt die Klingel beinahe ab.«

Es vergehen einige Augenblicke, ohne daß die Köchin erſcheint; man hört jedoch im Vorzimmer laut ſprechen.

»Wer macht denn gar ſo großen Lärm?«

»Der Mann ſcheint auf ſeinem Sinn zu beharren.«

»Es thut mir leid, ich werde mich jedoch heute durchaus nicht ſtören laſſen.«

Digitized by Google

Marie kömmt endlich ganz verſtört herein und meldet:

»Herr Doctor, der will durchaus nicht fortgehen; er flucht und ſchreit; es muß wohl ein Fremder ſeyn, denn er ſpricht ein Kauderwälſch, wovon ich kein Wort verſtehe; dabei hält er immer ein Tuch an die Wange, als wenn er Zahnſchmerzen hätte.«

»Ich bin kein Zahnarzt.«

»Das habe ich ihm auch geſagt, er hört jedoch nicht auf zu brüllen und zu heulen: »Ich wollen den Schmerzenvertreiber, den Schmerzenvertreiber!«

»Lieber Armand, wollen Sie nicht ſo gut ſeyn und nachſehen, was denn das Ungethüm eigentlich will?«

Dieſe Aufforderung des Doctor Urtuby galt dem jungen angehenden Zahnarzte, der vom Tiſche aufſtand und ſagte:

»Recht gern. Ich thue es mit Freuden; ich bin froh, wenn ich eine Gelegenheit habe, mich ein wenig zu üben.«

»Na, dem Patienten gratulire ich!« meinte der Apotheker Courtillard, indem er zu eſſen fortfuhr; »ich würde dem jungen Menſchen meinen Mund nicht anvertrauen.«

»Warum denn nicht?«

»Weil er letzthin meinem Diener, als er ihm einen Zahn nehmen ſollte, ein Stück Ohrläppchen wegriß.«

»Sapperlot, das iſt ſtark!«

»Und doch die genaue Wahrheit.«

»Ein Meiſterſtück, das dem jungen Künſtler zu hohen Ehren gereicht und ihm ohne Zweifel einen ausgezeichneten Ruf verſchaffen wird. Ach, haben Sie den Schrei gehört?«

»Nun, er arbeitet wohl an dem Herrn darauf los.«

Digitized by Google

»Vielleicht reißt er ihm die Naſe aus.«

»Er ſchreit ſchon wieder.«

»Er arbeitet gewiß im Großen an ihm herum.«

Der junge Mann kehrt endlich mit triumphirender Miene zurück und ruft:

»Die That iſt vollbracht, meine Herren! Man thut doch wohl daran, wenn man ſeine Inſtrumente immer mit ſich führt.«

»Haben Sie dem Herrn den Zahn ausgezogen?«

»Nicht Einen; drei, drei habe ich ihm genommen.«

»Hatte er denn drei ſchlechte Zähne?«

»Nein, nur Einen; er hatte mir aber den unrechten gezeigt; der erſte, den ich nahm, war demnach ein geſunder, beim zweiten habe ich mich geirrt, aber der dritte war der rechte und der Patient iſt von ſeinen Schmerzen befreit.«

»Ich gratulire Ihnen; der Mann muß ganz glücklich ſeyn.«

»Entzückt über alle Maßen; freilich hat er mich nur für Einen Zahn bezahlen wollen; ich bin jedoch großmüthig geweſen, und habe ihm die andern zum Geſchenk gemacht.«

»Sehr klug, auf ſolche Weiſe macht man ſich eine Praxis.«

Digitized by Google

XI.

Neue Manier, Kranke zu behandeln.

Das Diner ging ſehr heiter zu Ende. Der junge Studirende wurde nicht müde, den angehenden Zahnarzt ſeiner ausgedehnten Operationsmanier halber zu necken, bei welcher, wie er ſich ausdrückte, der Kranke gewiß nicht zu kurz kommen würde; nachdem aber der kühne Operateur der Köchin ſein Honorar zum Geſchenke gemacht hatte, nahmen die Neckereien ein Ende; die Großmuth entwaffnete jeden Spott.

Gleich nach dem Kaffeh langte Doctor Urtuby nach der Violine und forderte die drei Dilettanten auf, ebenfalls ihre Inſtrumente zur Hand zu nehmen.

»Wir Andern,« ſagte Doctor Dumouſſeaux, »die wir von Muſik nichts verſtehen, wir werden das neue Whiſt, franzöſiſch Whiſt ſpielen . . .«

»Was iſt das, franzöſiſch Whiſt, Herr Collega? das kenne ich nicht . . . iſt das ein neues Spiel?«

»Es iſt eine Art Whiſt, bei der man keinen Partner hat, was ich für eine ſehr glückliche Erfindung halte; das Unerträgliche am Whiſt iſt ja eben der ewige Disput zwiſchen den Partnern, der regelmäßig bei jeder Partie wiederkehrt; wenn Jeder für ſich ſelbſt ſpielt, ſo hat Keiner ein Recht, den Andern auszuzanken.«

»Und wo haben Sie dieſes Spiel gelernt?«

Digitized by Google

»Nun nach den gedruckten Spielregeln; ich habe mir ein Exemplar bei einem Buchhändler auf dem Boulevard Saint-Martin in der Nähe des Theaters gekauft.«

Die Muſiker ſtellen ſich an ihre Pulte, die Spieler nehmen an einem Tiſche Platz. Die beiderſeitige Thätigkeit beginnt, die Muſiker wollen jedoch tiefe Ruhe und Stille und die Spieler laſſen bisweilen geräuſchvolle Ausrufungen hören.

»Stille doch am Spieltiſch!« ruft Doctor Urtuby. »Sie machen mehr Lärm als wir . . .«

»Wir haben nur unſern Beifall ausgedrückt.«

»Nicht wahr, ein ſchönes Muſikſtück?«

»Allerliebſt!«

»Ich ziehe ſeinen Wein ſeiner Muſik vor!« flüſterte einer der Whiſtſpieler.

»Der arme Urtuby! ſeine Paſſion für die Muſik iſt eine wahre Krankheit.«

»Er ſollte ſich behandeln laſſen.«

»Er iſt unheilbar.«

»Herr im Himmel! Wenn dieſe Herren nicht gut ſpielen, ſo ſpielen Sie wenigſtens ſehr ſtark . . . Mein Trommelfell iſt ganz zerriſſen . . . Ich bin völlig wirr . . . Ich ſehe gar nicht mehr, was ich für Karten in der Hand habe.«

»Urtuby ſieht mich nicht mehr bei ſich, wenn er wieder zu muſiciren gedenkt.«

Die Muſiker hatten ihr zweites Quartett beendet, die Spieler waren mit der fünften Partie fertig, als ſich die Klingel abermals hören ließ; nach einiger Zeit kam die hübſche Köchin wieder ins Zimmer und meldete:

»Herr Doctor, die Alte von heute Früh iſt wieder da

Digitized by Google

. . . die Frau, deren Mann ſo viel Klyſtiere in den Leib bekommen hat.«

»Ich habe Dir geſagt, daß Du alle Welt fortſchicken ſollſt . . . Ich bin für Niemanden zu Haus . . . Laß uns ungeſchoren!«

»Herr Doctor, die Alte will durchaus nicht fortgehen; ſie ſagt, ſie wiſſe gewiß, daß Sie zu Hauſe ſeyen . . . Die Hausmeiſterin hat es ihr geſagt; ſie will eine Conſultation und wird die ganze Nacht hier bleiben, wenn ſie ſie nicht erhält; ich habe aber keine Zeit bei ihr zu ſitzen; ich muß meinen Punſch machen.«

»Gib ihr ein Glas und ſchicke ſie fort.«

»Trinken wird ſie wohl, aber nicht fortgehen . . . Herr Doctor müſſen ſchon einen Augenblick von der Geſellſchaft weggehen und mit ihr ſprechen . . . Verordnen Sie ihr irgend etwas und ſie wird ganz befriedigt ihres Weges gehen.«

»Na wenn es durchaus ſeyn muß . . . Ich komme bald wieder, meine Herren.«

Der Doctor geht ins Vorzimmer; dort findet er Frau Chantepoule, die ganz behaglich ſchnüffelt, weil ihr die Punſchdüfte in die Naſe ſteigen.

»Was wollen Sie, Madame? Warum zwingen Sie mich, meine . . . Kranken zu verlaſſen? Ihr Mann iſt ja gar nicht ernſtlich krank . . . Das kömmt alle Tage vor, daß Jemand Klyſtiere bekömmt und ſie im Leibe behält.«

»Ach, lieber Herr Doctor, ich bitte Sie viel tauſendmal . . . Beſuchen Sie meinen Mann . . . Ich verſichere Sie, er wird platzen, wenn Sie ihm nicht zu Hilfe kommen . . . Er iſt ein wahres Faß in dieſem Augenblick, ein völliger Ballon . . . Würde man ihn auf den Boden werfen, er ſpränge wie ein Kautſchukballen in die Höhe.«

Digitized by Google

»Marie, gib mir eine Feder und Papier . . . Madame, ich werde Ihnen etwas verſchreiben.«

»Wie, Herr Doctor, Sie wollen nicht mit mir kom- nach meinem armen Manne ſehen?«

»Unmöglich, Madame, ich habe Jemanden hier, den ich nicht verlaſſen kann.«

»Chantepoule will aber, daß Sie ihn ſehen ſollen . . . ſein Bauch iſt wie geſtreift . . . er beſteht darauf, daß Sie ihn ſehen ſollen.«

»Unmöglich, ſage ich Ihnen . . . Laſſen Sie nur dieſes Recept in der Apotheke machen.«

»Aber mein Mann hat keine Zeit krank zu ſeyn . . . er iſt ein Muſikant . . . Er muß ausgehen, um ſein Brot zu verdienen.«

»Ah, Ihr Mann verſteht Muſik?«

»Er ſpielt die Geige, Ihnen aufzuwarten . . . er ſpielt ſo gut, daß einem vor Vergnügen dabei die Haare zu Berge ſtehen.«

»Ah, er ſpielt die Geige!«

»Ja wohl; wie ich mir habe ſagen laſſen, hat er ein Inſtrument, das faſt allein ſpielt . . . ſeine Geige ſoll ſehr werthvoll ſeyn; man hat ihm ſchon viel Geld dafür geboten, ich habe ihm auch geſagt, er ſolle ſeinen Charivarius verkaufen und ſich eine billigere Geige anſchaffen . . .«

»Was, Ihr Mann beſitzt eine Stradivarius?«

»Ja, Herr Doctor, jetzt haben Sie es ganz richtig genannt, einen Stradivarius . . . Man ſagt, daß derlei Geigen ſehr theuer ſind; ſchöner ſind ſie zwar nicht als die andern.«

»Hat er die Geige im Hauſe?«

Digitized by Google

»Das will ich meinen . . . Er läßt ſie gar nie aus den Augen.«

»Und ich muß dieſe Geige mit eigenen Augen ſehen . . . Marie, hole mir meinen Hut, aber raſch . . . Sage den Herren, daß ich bald wiederkommen werde.«

»Herr Doctor gehen fort?«

»Ja, ich will Herrn Chantepoule einen Beſuch machen.«

»Ach, der liebe Doctor; er hat mir nicht widerſtehen können; er iſt gar ſo liebenswürdig!«

»Und der Punſch, Herr Doctor?«

»Den kannſt Du im Salon ſerviren . . . Warte einmal, wir können ihn gleich koſten . . . Madame, nehmen Sie ein Glas, er wird Ihnen nicht ſchaden, er wird Sie erwärmen.«

»Ach, Herr Doctor, Ihnen kann man keinen Korb geben . . . Das iſt ein wahrer Nectar!«

»Und jetzt laſſen Sie uns gehen.«

Der Doctor entfernte ſich mit Madame Chantepoule, die den ganzen Weg über nicht müde wurde, die Güte des Punſches und das Talent ihres Gatten zu preiſen. In ſolcher Weiſe gelangen die Beiden in die Märtyrerſtraße, ſie treten in ein ſchönes Haus, ſteigen fünf Stockwerke hinauf und befinden ſich bei dem Muſiker, der ein kleines, beſcheidenes, aber ſehr nett möblirtes Appartement bewohnt.

Der Kranke liegt im Bette; als er kommen hört, ruft er:

»Biſt Du es, Diana?«

»Ja lieber Freund, ich bin es, werde nur nicht ungeduldig . . . ich bringe den Herrn Doctor Urtuby mit.«

»Gott ſey Dank!«

Der Doctor findet einen kleinen, ſehr rothen und voll-

Digitized by Google

ſaftigen, ſehr ungeduldigen und zornmüthigen Mann, der bei ſeinem Anblick ausruft:

»Herr Doctor, ich habe ihrer ſieben im Leibe . . . ſie wollen nicht naus! . . . Ich halte es nicht länger aus . . . Ich bitte Sie um Himmelswillen, helfen Sie mir, daß ſie von mir gehen.«

»Schön, ſchön, mein Herr, wir werden ſchon machen; Sie ſpielen die Violine?«

»In dieſem Augenblicke wäre ich nicht einmal im Stande, die Maultrommel zu ſpielen.«

»Beruhigen Sie ſich . . . Ungeduld verſchlimmert jedes Uebel . . . Iſt es wahr, daß Sie einen Stradivarius beſitzen?«

»Ich beſitze ſieben Klyſtiere, die ich ſammt und ſonders im Leibe habe; darum habe ich Sie bitten laſſen, Herr Doctor.«

»Ich weiß, wir werden auch davon ſprechen. Iſt Ihr Stradivarius aber auch wirklich echt?«

»Freilich, ja, er iſt echt, ſo echt als nur möglich! In dieſem Augenblicke möchte ich jedoch lieber . . .«

»Oh! da ſehe ich ja einen Violinkaſten . . . da ſteckt wohl der Stradivarius.«

»Aber es kann ja jetzt nicht die Rede von einer Geige ſeyn, ſondern von meinem Bauche, den ich Sie zu unterſuchen bitte.«

»Erlauben Sie, ich muß mich nur erſt überzeugen, ob es auch wirklich einer iſt.«

Während der Doctor auf den Violinkaſten zugeht und ihn öffnen will, rutſcht der kleine Mann im Bett herum und ruft:

»Aber was treiben Sie denn, Herr Doctor? Warum

Digitized by Google

gehen Sie denn dorthin? Sie ſollen ja zu mir her kommen, dort haben Sie nichts zu ſuchen.«

»Ich will nur Ihren Stradivarius ein wenig begucken.«

»Ach, Sie ſollen meinen Bauch und nicht meine Geige begucken, der fehlt nichts; auch will ich gar nicht, daß ſie von Jemanden betaſtet wird; meine Geige ſoll Niemand außer mir berühren.«

»Oh! Sie dürfen ganz ruhig ſeyn, ich weiß damit umzugehen.«

»Was kümmert's mich, ob Sie damit umzugehen wiſſen oder nicht. Ich will einmal nicht, daß Jemand meine Geige anrührt.«

Ohne ſich um das Verbot des Kranken zu kümmern, nimmt der Doctor die Geige aus dem Futteral und beſichtigt ſie ſorgfältigſt, eine Beſchäftigung, die den Kranken auf's Aeußerſte treibt.

»Das iſt wirklich die gewiſſe Färbung . . . Das hat ganz das Ausſehen eines Stradivarius!«

»Sie greifen meine Geige doch an! Und mein armer Bauch, der geht Sie nichts an! . . . Legen Sie die Geige nieder, Sie werden ſie zerbrechen . . . Das kann ja gar kein Arzt ſeyn, den man mir gebracht hat. Werden Sie jetzt gleich die Geige in's Futteral legen, oder . . .«

Weit entfernt, die Geige niederzulegen, nimmt der Doctor den Fidelbogen zur Hand, ſtimmt die Geige, macht einige Striche und murmelt:

»Allerliebſte Töne! . . . Schöne Töne! Volle, ſonore, entzückende Klänge!

»Ach, jetzt fängt er gar zu ſpielen an! . . . Das heißt man doch die Keckheit zu weit treiben! . . . Wie kann man

Digitized by Google

denn einen ſolchen Arzt rufen . . . Ob Sie wohl aufhören wollen . . . Ich halte es nicht mehr aus!«

Der Doctor hört nicht nur nicht auf, ſondern ſpielt aus Leibeskräften die Polacca aus einer Compoſition Viotti's. Herr Chantepoule ſpringt wie ein Raſender in ſeinem Bette in die Höhe und ſchreit:

»Abſcheulich! Hören Sie auf! Das iſt ja ganz falſch! Das iſt . . . Das iſt . . .«

Der Kranke hört plötzlich zu ſchreien auf; anſtatt ſich noch länger im Bette herumzuwälzen und wie ein Wahnſinniger zu geberden, rührt er ſich nicht mehr, ſein Geſicht nimmt einen freiern Ausdruck an und ſeine Frau, die an ſein Bett getreten war, um ihn zu beruhigen, ſagt zu ihm:

»Chantepoule, lieber Mann, wie geht's Dir denn jetzt?«

»Ach, ich bin ganz glücklich! Sie gehen, ſie gehen endlich von mir!«

»Iſt es möglich! Ach was das für ein geſchickter Doctor iſt . . . Herr Doctor, Herr Doctor, Sie haben meinen Gatten durch Geigen curirt . . . Das iſt etwas ganz Außerordentliches . . . nicht wahr, es geht Dir beſſer?«

»Prr! Ich merke, daß es ihm beſſer geht,« ruft der Doctor, indem er die Geige raſch niederlegt und nach ſeinem Hute greift. »Ich gehe!«

»Ach, Herr Doctor, ich bin Ihnen ſehr verbunden . . . Entſchuldigen Sie, wenn ich Ihnen Unhöflichkeiten geſagt habe . . . Ich konnte jedoch nicht wiſſen, daß dies Ihre Behandlungsweiſe ſey «

»Schon gut, ſchon gut . . . Adieu . . . Guten Abend!«

Digitized by Google

Ohne weiter auf die Dankſagungen des Kranken und ſeiner Frau zu hören, die ihm bis auf die Treppe nachgeht, beeilt ſich der Doctor, das Haus zu verlaſſen und nach ſeiner Wohnung zu gehen, wo er zu ſeinen Freunden ſagt:

»Meine Herren, ich werde Ihnen etwas ſagen, was Sie unglaublich finden werden und was doch wahr iſt. Ich habe einen Kranken radical geheilt, indem ich an ſeinem Bette Geige ſpielte.«

Sämmtliche Gäſte lachen laut auf; Doctor Dumouſſeaux antwortete:

»Aber wovon haben Sie ihn geheilt? Etwa von der Liebe zur Muſik? Sie müſſen uns die Krankheit namentlich bezeichnen.«

»Ach, das iſt mein Geheimniß! Ich kann Ihnen nur ſagen, daß ich dieſes neue Heilmittel von morgen an auch an andern Kranken verſuchen werde.«

»Wünſche viel Vergnügen dazu,« ſagte der Apotheker Courtilland mit leiſer Stimme; ich bürge jedoch dafür, daß er Ohrenleiden nicht curiren wird.«

»Er iſt ganz verrückt,« ſagt Doctor Dumouſſeaux. »Denken Sie ſich einmal einen Doctor, der mit der Geige unter dem Arm zu ſeinen Patienten kömmt?«

»Laſſen Sie ihn gewähren, meine Herren,« ſagte der Studirende, »wir ſind im Jahrhundert des Fortſchrittes; die Kraft der Muſik iſt noch bei weitem nicht genug erprobt; wer weiß, ob ſie nicht einmal noch zu einer großen Rolle in der Medicin berufen iſt!«

Digitized by Google

XII.

Wieder auf der Treppe.

Als die ſchöne Felicie am Abend nach Hauſe kam, wurde ſie im Vorübergehen von der Hausmeiſterin aufgehalten, die ihr zurief:

»Warten Sie einen Augenblick, Fräulein, ich habe etwas für Sie.«

»Für mich, Madame?« antwortete das junge Mädchen mit einer gewiſſen Angſt; »wer hat denn nach mir fragen können? Welchen Namen hat man Ihnen denn geſagt?«

»Welchen Namen? Nun welchen denn, als den Ihrigen? Haben Sie denn mehre? Ich kenne bis jetzt nur einen, ich weiß, daß Sie Felicie heißen: anders habe ich's nie gehört.«

»Sie haben Recht, Madame, entſchuldigen Sie..«

»Keine Urſache zur Entſchuldigung, mein Kind, aber Sie ſehen ſo geängſtigt und erſchreckt aus, wozu gar kein Grund vorhanden iſt; ich habe Ihnen nichts Anderes zu übergeben, als dieſen ſchönen Blumenſtrauß, den mir Herr Alexander Grandmoulin für Sie gegeben hat, indem er mir ſagte: Ich würde ihn gern an die Thür des Fräulein Felicie befeſtigt haben; es ſind aber dort immer kleine Köchinnen, die im Stande ſeyn könnten, ſich ihn zuzueignen. Nehmen Sie, Fräulein.«

Felicie wies das ihr angebotene Bouquet zurück.

Digitized by Google

»Ich danke Ihnen, Madame, behalten Sie den Strauß für sich . . . Sie werden ihn demjenigen zurückgeben, der ihn Ihnen gegeben hat. Was mich anbelangt, so werde ich ihn nicht nehmen. Der junge Mensch ist sehr höflich, sehr liebenswürdig, ich sehe aber nicht ein, aus welchem Grunde er mir Blumensträuße zuschickt . . . Ich habe keine Ursache, sie anzunehmen, weder von ihm noch von einem Andern.«

»Na, wenn man ihn mir anbieten würde, ich würde ihn gleich annehmen,« sagte die Nichte der Hausmeisterin; »ein solches Bouquet mitten im Winter, das muß viel kosten.«

»Ja wohl,« sagte die Tante, »ich bin überzeugt, daß man für das Geld eine ganz famöse Pastete haben könnte und so was würde doch immer nützlicher seyn. Nehmen Sie ihn also wirklich nicht, Fräulein Felicie? In diesem Falle gebe ich ihn dem schönen Alexander zurück.«

»Nein, Madame, ich nehme ihn nicht.«

»Wie Sie wollen, das ist Ihre Sache. Jetzt ist noch ein Brief für Sie da; er ist nicht frankirt und kostet drei Sous.«

Felicie zitterte an allen Gliedern und stammelte:

»Ein Brief! Für mich! Das ist nicht möglich!«

»Hm! Fräulein, so viel ich weiß, kann ich lesen . . . Sehen Sie nur einmal selbst her: An Fräulein Felicie. Die Adresse ist sogar recht gut geschrieben. Heißen Sie jetzt nicht mehr Fräulein Felicie?«

»Ja, es ist wahr, der Brief ist wirklich an mich.«

Das junge Mädchen gibt der Madame Ador drei Sous, nimmt den Brief und beeilt sich die Treppe hinaufzugehen,

Digitized by Google

während Mamſell Amanda ſich des Straußes bemächtigt, die Naſe zwiſchen die Blumen ſteckt und ſagt:

»Was die ſich ſpreizt, die Zierpuppe vom fünften Stock; ſie ſchlägt die Blumenſträuße aus, nimmt aber Briefe an, obwohl ſie ſich ganz erſtaunt anſtellt, welche zu bekommen. Haben Sie ſie angeſehen? Sie trägt jetzt einen Schleier auf dem Hut.«

»Da thut ſie recht daran, das ſchützt vor der Kälte.«

»Tante, da ſteckt ein Geheimniß darunter . . . Es ſieht aus, als wenn das junge Mädchen ſich fürchtete, erkannt zu werden . . . als wenn ſie ſich verbergen würde.«

»Weil ſie einen Schleier trägt?«

»Haben Sie denn nicht bemerkt, daß ſie, als Sie ihr ſagten, es ſey Etwas für ſie gekommen, die Farben wechſelte, erſt bleich, dann roth und endlich ganz grün wurde.«

»Wenn Du nicht aufhörſt die Farben aufzuzählen, ſo wirſt Du ſie auch bald blau geſehen haben.«

»Sagen Sie was Sie wollen, Tante, mir gefällt einmal die Sache nicht und die Dienſtboten im Hauſe haben nicht Unrecht, wenn ſie ſagen . . .«

»Was ſagen ſie denn?«

»Sie ſagen, daß ein junges Mädchen, das nur einen Taufnamen und keinen Familiennamen angibt . . . deren Beruf man nicht kennt . . . die nichts thut . . . das heißt, von der man nicht weiß, was ſie thut . . . daß man von der auch nicht viel Gutes vorausſetzen könne.«

»Das ſagen ſie, weil Fräulein Felicie ſehr hübſch iſt und es ſie im höchſten Grade ärgert, daß die jungen Leute alle in das Mädchen verliebt ſind . . .«

»Oh, ſie ſagen noch etwas ganz Anderes; ſie ſagen,

Digitized by Google

daß Sie unrecht gethan haben, ihr ein Zimmer zu vermiethen . . .«

»Was geht das sie an?«

»Daß man dadurch nur Personen ins Haus ziehe, welche den guten Ruf der andern Mädchen compromittirten.«

»Fräulein Felicie empfängt keine Besuche . . . nur ein alter, sehr anständig aussehender Herr kömmt bisweilen und der auch nur sehr selten . . . außerdem macht sie durchaus keinen Lärm, sondern ist eine sehr stille Miethspartei, die ihren Zins regelmäßig bezahlt . . . was kann man ihr also vorwerfen?«

»Was würden Sie sagen, wenn man entdecken würde, daß sie eine große Verbrecherin ist . . .«

»Höre, Amanda, Du bist sehr dumm; Fräulein Felicie ist mir von einer sehr anständigen Frau, von Madame Lambertin, empfohlen worden.«

»Der sie vielleicht eben so wenig als uns genau bekannt ist! . . . Man empfiehlt gar oft Leute, die man nur zufällig und wie im Vorübergehen kennen gelernt hat und weil sie uns schön gethan haben . . . Uebrigens hat Madame Lambertin, die früher in diesem Stadttheil wohnte, denselben verlassen und anderwärts eine Wohnung bezogen. Sie wissen vielleicht nicht einmal, wo sie jetzt wohnt.«

»Amanda, Du langweilst mich mit deinem Geschwätze, hole mir lieber ein Stück Gruyèreskäse zum Souper, das wird besser seyn.«

Während dieses Gespräches in der Hausmeisterwohnung stieg das hübsche Mädchen vom fünften Stocke die Treppe hinauf, den Brief betrachtend, der ihr wie Kohlen in der Hand brannte; im dritten Stock blieb sie stehen, näherte sich

Digitized by Google

der Treppenlampe und betrachtete die Handſchrift der Adreſſe; nun ſchien ſie ruhiger zu werden und murmelte vor ſich hin:

»Das kömmt nicht von ihm ... nein ... es iſt nicht ſeine Schrift ... doch gleichviel! Ich will ſofort wiſſen, von wem dieſes Schreiben iſt.«

Sie öffnet den Brief und blickt raſch nach der Unterſchrift; ſie lieſt: »Collinet, Ihr Nachbar vom vierten Stock, erſter zweiter Gerichtsſchreiber.«

Das junge Mädchen lächelt, ſteckt den Brief in die Taſche und ſagt:

»Ach, Herr Collinet ſchreibt mir ... das kann nicht ſehr intereſſant ſeyn. Nun, ich habe wieder Unrecht gehabt, mich ſo zu ängſtigen. Welch' ein Unglück, immer ſo zittern zu müſſen! Und ſo wird es mir immer ergehen. Mir, die doch ſo glücklich ſeyn könnte, die von Natur aus ſo heiter iſt ... Wenn mich aber jener Gedanke, wenn mich jene Erinnerung erfaßt, verſchwindet meine Heiterkeit, und ich fühle mich ſehr, ſehr unglücklich! ... Das iſt doch wirklich entſetzlich!«

Während dieſer Worte ſetzt Felicie ihren Weg fort. Vor ihrer Thür ankommend, wo der Vorplatz nicht mehr beleuchtet iſt, taſtet ſie nach dem Schloſſe und ihre Hand erfaßt ein kleines Veilchenſträußchen, das Jemand ins Schlüſſelloch geſteckt hat. Sie nimmt es und ſeufzt.

»So iſt's recht ... Der hat doch wenigſtens ſein Bouquet nicht der Hausmeiſterin übergeben ... Oh, ich bin überzeugt, daß dieſer Strauß von Gaſton herrührt.«

Das junge Mädchen begibt ſich ſchnell in ihr Zimmer, zündet ein Licht an, betrachtet den kleinen Veilchenſtrauß von allen Seiten, riecht daran und ſcheint an ſeiner Beſichtigung ſehr viel Vergnügen zu finden. Plötzlich ruft ſie aus:

Digitized by Google

»Ich habe den andern Strauß ausgeſchlagen, und ſollte daher vielleicht dieſen auch nicht annehmen ... wer wird aber erfahren, daß ich ihn genommen habe ... Ich habe ihn ja nur an meiner Thür gefunden, ich weiß nicht, wer ihn hingeſteckt hat ... und wenn es nun nicht Gaſton wäre ... Doch ja, er muß es wohl ſeyn ... Alexander hat den andern geſchickt und Collinet hat geſchrieben ... Ach, ich muß doch ſehen, was dieſer Herr ſchreibt ... Wäre der Brief nicht mit der Poſt gekommen, ſo würde ich ihn gewiß nicht angenommen haben, ich konnte jedoch nicht errathen, daß ihn jener junge Menſch geſchrieben hat ... Ach was für eine häßliche, kleine Schrift ... Ich muß ſehen, wie ich daraus klug werde:

»Fräulein, da ich es müde bin, Sie vergebens auf der Treppe zu erwarten, um mit Ihnen perſönlich ſprechen zu können, und da ich nicht das Recht habe, Ihnen eine Vorladung zu ſchicken, daß Sie auf der Treppe erſcheinen müſſen, ſo wage ich es Ihnen einige Zeilen auf ungeſtempeltem Papier zu ſchreiben, um Ihnen zu ſagen, daß Ihr Bild in meinem Herzen verhaftet und eingekerkert iſt. Gerne möchte ich Ihrem Herzen einen kurzen Termin behufs der endlichen Erwiederung meiner Liebe vorſchreiben, würden Sie aber wohl die Zuſchrift reſpectiren? Ich darf Sie verſichern, daß Sie mir etwas vor dem Tribunal der Liebe ſchulden; tilgen Sie dieſe Schuld, wenn Sie nicht unausgeſetzter Verfolgung und ſelbſt der körperlichen Feſtnehmung verfallen wollen. Ein Wort der Erwiederung franco, Sie dürfen es nur unter die Spalte meiner Thüre ſchieben; geben Sie gefälligſt dieſer meiner erſten Inſtanz nach; ein Wort an den Unterzeichneten:

Collinet,
erſter zweiter Schreiber.«

Digitized by Google

»Was für ein Galimathias!« rief Felicie aus, den Brief zusammenknitternd und zu Boden werfend. »Wenn dieser Herr Collinet glaubt, daß ich ihm antworten werde, so irrt er sich sehr ... Jetzt will ich meinen Veilchenstrauß ins Wasser geben ... wenn Herr Gaston wüßte, daß ich mir so viel Mühe damit gebe, so würde er sehr zufrieden seyn ... Er wird es aber nicht wissen, der arme, junge Mensch ... Er ist recht liebenswürdig und sieht so sanft aus, so gut ... Wenn es mir erlaubt wäre, Jemanden zu lieben ... so glaube ich, daß ich ihn jedem Andern vorziehen würde ... Ach, es ist mir nicht erlaubt, ich darf Niemanden lieben ... werde nie Jemanden lieben dürfen ... Wenn ich daran denke ... so gerathe ich in Zorn ... und möchte Alles in Stücke schlagen.«

Das junge Mädchen stampft mit den Füßen auf dem Boden; bald hört sie von unten an denselben Fußboden pochen, dann hört sie die Stimme der Madame Montenlair, die ihr zuruft:

»Was wollen Sie denn, meine liebe Nachbarin? Ist Ihnen vielleicht unwohl geworden ... Soll ich zu Ihnen hinaufkommen?«

Felicie schämt sich ihres Unmuthes; sie bückt sich zum Fenster hinaus und antwortet:

»Entschuldigen Sie, Madame, wenn ich zu viel Getöse gemacht habe, ich habe nur ein wenig Polka geübt.«

»Ach, das ist etwas Anderes! Tanzen Sie, mein Kind, tanzen Sie, geniren Sie sich nicht! Ich hätte recht gern auch meinem Freunde Filoſel die Polka beigebracht, es geht aber nicht, er ist zu schwerfällig.«

»Ich bin wirklich recht unvernünftig,« sagte das junge Mädchen zu sich selbst, indem sie wieder zu ihrem Strauß

Digitized by Google

zurückkehrte. »Ich hatte mir doch vorgenommen, an das Alles nicht mehr zu denken; es gibt aber Augenblicke, in denen ich zu schwach bin, in denen es mich überwältigt.«

Felicie hat sich niedergesetzt und die Veilchen in die Hand genommen, die sie traurigen Blickes betrachtet; sie versinkt in tiefes Nachdenken. Ihre Gedanken müssen sie wohl lebhaft fesseln; Mitternacht ist lange vorüber und sie ist noch immer an demselben Platze, noch immer in derselben Stellung.

Ein dumpfes Geräusch, das von der Treppe her vernommen wird, weckt sie aus ihrer Betäubung. Jemand steigt vorsichtig und leichten Schrittes die Stufen herauf; vor der Thüre bleibt er stehen und pocht leise zu wiederholten Malen.

»Wer ist da? Wer klopft denn so spät?« fragt das junge Mädchen ängstlich. Ihre Angst verschwindet jedoch, als sie Alexanders Stimme erkennt, der so leise als möglich antwortet:

»Liebe Nachbarin, ich bin es, Ihr Nachbar Alexander. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie aufwecke, wenn Sie aber wüßten, wie sehr ich leide . . .«

»Sie leiden, was ist Ihnen denn zugestoßen?«

»Das sollen Sie gleich wissen. Denken Sie nur, als ich nach Hause kam, war es finster auf der Treppe; ich machte einen Fehltritt, fiel zu Boden und habe mir den Fuß verrenkt oder wenigstens verstaucht. Ach, das thut so weh! Beim Aufstehen habe ich mich dann ins Gesicht gestoßen, gerade in's Auge ... Ach, mein armes Auge, es thut mir ebenfalls sehr weh. Wenn Sie nun so gut seyn wollten, Sie, Fräulein, die immer so gütig ist . . . man sagt, wenn man ein Bäuschchen auf den Fuß legt, gleichviel mit was immer für

Digitized by Google

einem Mittel befeuchtet ... Sie haben gewiß ſo etwas im Hauſe. Ach, ich kann mich gar nicht mehr aufrecht halten. Bitte, bitte, borgen Sie mir nur einen Seſſel.«

Felicie erinnert ſich, daß ſie ſehr leichte und gleichmäßige Schritte auf der Treppe gehört hat und ſchenkt der Erzählung, die der große Alexander von ſeinem Unfalle macht, keinen beſondern Glauben. Sie antwortet ihm:

»Aber, mein Herr, wenn Sie gar ſo ſehr an Ihrem Fuße leiden, ſo würden Sie, ſtatt herauf zu kommen, wohl beſſer gethan haben, bei Ihren Freunden, die in einem Stockwerke mit Ihnen wohnen, oder bei Madame Montenlair anzupochen.«

»Ach, Fräulein, wenn meine Freunde ſchlafen, ſo müßte man mit Kanonen ſchießen, um ſie aufzuwecken; dann ich glaube auch gar nicht, daß ſie ſchon zu Hauſe ſind; ſie ſind auf einen Ball gegangen. Was die Nachbarin Montenlair anbelangt, ſo habe ich ihren reſpectablen Anbeter, Herrn Filoſèl, heute Abend zu ihr kommen geſehen, und da meinte ich nun, es ſey indiscret, ſie zu ſtören. Auweh! ich kann mich gar nicht mehr aufrecht halten. Ich glaube, daß ich hier vor Ihrer Thür ohnmächtig zuſammenſinken werde, falls Sie mir nicht öffnen.«

»Herr Alexander, es iſt wohl möglich, daß Sie einen Beiſtand brauchen; ich allein wäre jedoch gewiß nicht im Stande, Ihnen irgendwie nützlich ſeyn zu können.«

»Ach, ich bitte Sie, um ein Bäuſchchen aufzulegen, genügt ja die ſchwächſte Hand.«

»Sie ſagen ja, daß Sie ſich nicht mehr aufrecht halten können. Da bedarf es eines ſtarken Armes, um Sie in Ihr Zimmer zu bringen.«

»Es wird gewiß beſſer gehen, ſobald ich nur etwas

Digitized by Google

auf meinen Fuß aufgelegt bekommen werde. Oeffnen Sie mir nur erſt.«

»Warten Sie nur einen Augenblick; ich werde nur Madame Montenlair rufen, ehe ich öffne; ich bin überzeugt, daß ſie ſofort kommen wird; ſie hat mir erſt vor kurzer Zeit angeboten, herauf zu kommen, weil ſie glaubte, daß mir unwohl geworden. Sie ſehen alſo, daß ſie das nicht ſtören wird; zuſammen werden wir Sie dann unterſtützen können.«

»Nein, nein, liebe Nachbarin, ich bitte Sie darum, rufen Sie Madame Montenlair nicht mehr, das wäre ganz unnütz, ich ſtehe nicht mehr auf gutem Fuße mit ihr, ſeitdem ich den Paletot ihres alten Philemon, des Filoſèl, zerriſſen habe; ſie würde mir nur Schädliches auf den Fuß legen.«

»Ach, wie können Sie nur ſo etwas glauben? Ich werde ſie rufen.«

»Nein, nein, ich will nichts von der Montenlair; auch geht es mir ſchon beſſer mit meinem Fuße, es thut mir nur mehr das Auge ſehr weh; es muß etwas hinein gekommen ſeyn, Staub, oder ſo etwas; wenn man mir hineinbläſt, ſo wird es gewiß gleich gut ſeyn; ich kann mir jedoch nicht ſelbſt hineinblaſen, ich habe es probirt, es geht aber nicht. Liebe, allerliebſte Nachbarin, Sie könnten mir wirklich den kleinen Liebesdienſt leiſten ...«

»Herr Alexander, ich will aufrichtig ſeyn und ſo ſage ich Ihnen, daß ich eben ſo wenig an Ihr Augenleiden, als an Ihre Verſtauchung glaube: Sie wollen nur in mein Zimmer kommen, haben aber eine höchſt unpaſſende Stunde gewählt, und überdies habe ich Ihnen längſt geſagt, daß ich Ihre Beſuche nicht empfange; ich werde Sie bei dieſem Anlaſſe zugleich erſuchen, keine Bouquets für mich zur Hausmeiſterin zu geben. Es iſt dies wohl ſehr galant; mir können

Digitized by Google

aber derlei Galanterien nur einen ſchlechten Ruf im Hauſe machen und ich werde Ihre Sträuße nie annehmen.«

Zornig ſtampft Alexander mit dem Fuße auf dem Boden auf und ruft:

»Bei allen Teufeln, Sie gehen gar zu ſtrenge mit mir um!«

Felicie lacht laut auf und ſagt:

»Mit dem Fuße ſcheint es jedenfalls beſſer zu gehen; Sie können ſchon recht hübſch auftreten.«

»Nun ja, Nachbarin, der Fuß geht beſſer. Man kann aber doch Niemanden die Bitte abſchlagen, ihm ins Auge zu blaſen; auf der Gaſſe würde man das jedem Fremden thun, der darum zu bitten Veranlaſſung hätte.«

»Herr Alexander, ich höre eben Jemanden die Treppe heraufkommen, den können Sie bitten, Ihnen ins Auge zu blaſen . . . Gute Nacht!«

Die heraufſteigende war Mamſelle Zephirine, die ſo ſpät erſt in ihr Zimmer gehen konnte, weil ihre Gebieterin, die ſchöne Opernſängerin, Gäſte zum Souper gehabt hatte und dieſes Souper bis ſpät in die Nacht verlängert worden war. Das junge Kammermädchen, das auf dem Vorplatze ſprechen gehört hatte, war langſamer gegangen, um horchen zu können und hatte ſo die letzten an den langen Alexander gerichteten Worte noch vernommen. Als ſie in die Nähe des jungen Mannes gekommen war, leuchtete ſie ihm mit der Kerze ins Geſicht und brach in ein lautes Gelächter aus, als ſie zwei große, ſchwarze, mit Kohle gezeichnete Kreiſe bemerkte, mit denen er ſein linkes Auge umgeben hatte.

»Warum lachen Sie denn ſo, wenn Sie mich anſehen?« ſagte Alexander verdrießlich.

Digitized by Google

»Ha, ha, ha! Man will Ihnen nicht in's Auge blasen, das ist doch Schade ... Sie haben es so schön eingerahmt, Ihr Auge. Sie müssen viel Kohle verbraucht haben. Ha, ha, ha!«

»Wollen Sie wohl jetzt zu lachen aufhören? Wozu sagen Sie mir denn derlei Dinge?«

»Sie sehen wie maskirt aus ... So wischen Sie sich doch das Gesicht ab; Sie sehen ja, daß Sie Ihre Kohle umsonst verbraucht haben. Armer junger Mann!«

Das junge blonde Mädchen hat während dieser Worte ihre Kammer aufgesperrt; unter fortwährendem Lachen geht sie in dieselbe, läßt aber entweder aus Zerstreuung oder absichtlich ihre Thür offen.

Einige Zeit bleibt der lange junge Mensch unbeweglich stehen; es ärgert ihn, daß seine List nicht gelungen ist; er hatte gehofft, mittelst der Geschichte von dem verstauchten Fuß und dem verletzten Auge Eingang bei der hübschen Nachbarin zu finden; es verdroß ihn, von dem jungen Kammermädchen gehört worden zu seyn, deren spöttisches Kichern er noch immer vernehmen kann; er entschließt sich endlich, die Treppe wieder hinabzugehen und sich in sein Zimmer zu begeben, als er um sich blickend gewahr wird, daß Mamselle Zephirine ihre Thür halb offen gelassen hat. Leise schleicht er dieser Thüre zu, die man nicht vor ihm geschlossen hat, blickt in die Kammer und sieht das junge Mädchen, das bereits ihr Kleid abgelegt, ein Nachtcamisol umgenommen hat und im Begriffe steht, ein Tuch um den Kopf behufs der Vervollständigung ihrer Nachttoilette zu binden.

Dieser Anblick gibt Alexander seine gute Laune wieder, so wie seinen Ideen eine ganz andere Richtung. Das junge Mädchen sieht in dem Camisole und Unterröckchen sehr ver-

Digitized by Google

lockend aus; unter den leichten Kleidungsstücken zeigten sich Formen, deren Rundung jede Crinoline überflüssig machte. Die Art und Weise, in der sie ihr Seidentuch um den Kopf gewunden hatte, ließ sie einer Creolin gleich sehen und nur noch picanter erscheinen. Alexander schlich in die Kammer und stellte sich hinter das junge Mädchen, das ihn nicht hört, oder sich wenigstens anstellt, ihn nicht gehört zu haben und fortfährt, sich im Spiegel zu besehen und ihren Foulard am Kopfe zurechtzurücken.

Plötzlich stößt Zephirine einen Schrei aus, aber einen ganz kleinen, leisen Schrei, weil sie der schöne Alexander mit beiden Händen um den Leib genommen hat.

»Ach Du lieber Himmel! Wie, Sie sind es, Herr Alexander ... Habe ich denn nicht zugesperrt?«

»Es scheint so, ich müßte sonst nur durch das Schlüsselloch gekommen seyn.«

»Ich dachte an Ihre Versuche bei Fräulein Felicie ... Die kleine Nachbarin führt Sie recht am Narrenseile herum.«

»O nein ... ich mache mich vielmehr lustig über sie.«

»Ach, warum nicht gar!«

»Wissen Sie wohl, daß Sie ganz allerliebst aussehen? der Foulard steht Ihnen wunderschön.«

»Oh, ich kann es doch nicht mit Fräulein Felicie aufnehmen ...«

»Das ist ein ganz anderes Genre. Sie ist brünett und Sie sind blond.«

»Und welches Genre ziehen Sie vor?«

»Beide.«

»Loser Vogel! Jetzt müssen Sie aber gehen.«

»Es ist ja noch nicht spät!«

Digitized by Google

»Es iſt im Gegentheile ſchon ſehr ſpät. Es wird bald Tag werden. Laſſen Sie ſich doch von der Nachbarin ins Auge blaſen.«

»Sie ſpotten meiner; ich kann Sie aber verſichern, daß ich etwas im Auge habe; vielleicht ein Stückchen Stroh, es thut mir ſehr weh, ſehen Sie nur einmal hinein.«

»Ich bin wirklich eine gute Närin, Sie ſo anzuhören. Ich ſehe nichts.«

»Sie müſſen näher kommen.«

»Ich ſehe aber doch nichts.«

»Sie ſind noch immer nicht nahe genug.«

Mamſelle Zephirine vertheidigt ſich zwar; der junge Menſch ſetzt ihr aber mit ſo viel Hartnäckigkeit zu, daß ſie endlich einwilligt, ihm ins Auge zu blaſen.

XIII.

Unerwartete Begegnung.

Der lange Alexander ſtieg leiſe die Treppe des fünften Stockwerkes herab, um in ſein Zimmer zu gehen; der Tag dämmerte kaum und der junge Menſch hoffte auf ſeinem kurzen Wege Niemanden zu begegnen, da im Hauſe gewöhnlich keine der Miethparteien ſo früh aufzuſtehen pflegte.

In demſelben Augenblicke aber, in welchem er den Schlüſſel ins Schlüſſelloch ſteckt, wird eine Thür raſch geöffnet und Gaſton tritt heraus. Der junge Poet iſt bleich, er zittert, er hat kaum die Kraft zu ſprechen und mit bebender Stimme zu murmeln:

»Du kommſt jetzt erſt nach Hauſe ... Du kommſt von oben ... von wo kommſt Du denn?«

Digitized by Google

Alexander erſchrak, als er ſo unerwartet, ſo plötzlich angeſprochen wurde, als er aber ſeinen Freund erkannte und deſſen Aufregung bemerkte, als er ſah, wie bleich und entſtellt er war, lächelte er, ſchlug Gaſton auf die Schulter und ſagte:

»Nun, mein Junge, Du haſt alſo nicht geſchlafen, da Du hier auf dem Vorplatze bereits Wache ſtehſt; wahrſcheinlich bringſt Du hier deine Nächte zu?«

»Es kann jetzt nicht von mir die Rede ſeyn. Alexander, antworte mir, ich bitte Dich darum ... woher kommſt Du? ... Du ſiehſt wohl, wie ſehr ich leide ... daß ich nicht zum Scherzen aufgelegt bin.«

»Nun, nun, beruhige Dich, eiferſüchtiger Othello! Wäre ich ein böſer Menſch, wollte ich es ſo vielen Prahlern gleich thun, die ſich gar oft deſſen rühmen, was ſie nicht gethan haben, ſo würde ich Dir ſagen, daß ich meine Zeit bei der liebenswürdigen Felicie zugebracht habe, daß ich ihr glücklicher Sieger bin. Es würde dies vielleicht ſogar ein ſehr zweckmäßiges Mittel ſeyn, Dich von dem Streben nach ihrem Beſitze abzubringen ... Ich werde dies jedoch nicht thun, ich werde des Vergnügens halber, Dich troſtlos zu machen, nicht lügen, ich werde mich nie den Geliebten eines Weibes nennen, wenn ich es nicht in Wirklichkeit geweſen bin ... ich finde ein ſolches Benehmen kleinlich, ſchlecht, erbärmlich. Beruhige Dich daher, ich komme nicht von Fräulein Felicie, ich habe nur ein etwas längeres Geſpräch mit der blonden Zephirine gehabt, dem Kammermädchen der Tänzerin, die im zweiten Stocke wohnt.«

»Ah, mein theurer Alexander, Du gibſt mir das Leben wieder! Dank! tauſend Dank!«

Digitized by Google

Gaſton wirft ſich ſeinem Freunde an den Hals und drückt ihn ſo ungeſtüm an die Bruſt, daß er ihn beinahe erſtickt. Alexander hat große Mühe, ſich los zu machen, es gelingt ihm endlich und er ruft aus:

»Sapperment, wenn ich nach der Kraft urtheilen ſoll, mit der Du mich umarmſt, mußt Du teufelmäßig in die hübſche Nachbarin verliebt ſeyn ... Du würdeſt mir vielleicht minder warm danken, wenn Du wüßteſt, daß es nicht meine Schuld iſt, wenn ich nicht reuſſirt habe; als ich nemlich geſtern Abend in den fünften Stock hinaufſtieg, hatte ich es keineswegs auf die muthwillige Kammerzofe abgeſehen, ſondern auf unſere entzückend ſchöne Nachbarin ... ich ſchmeichelte mir mit der Hoffnung, bei der ſchönen Felicie Eingang finden zu können.«

»Wie, Du wollteſt ... Du hoffteſt ...«

»Freilich habe ich gewollt! Warum ſollte ich Dir denn nicht eben ſo gut meine Pläne mittheilen, wie ich Dir meine Schlappe eingeſtanden habe? Ich will offenes Spiel ſpielen und ſage Dir daher, daß ich mehre Kriegsliſten erſonnen hatte, von denen ich eine für unfehlbar hielt; ich ſtellte mich nemlich an, als wenn ich hinkend geweſen wäre, als wenn ich mir ein Auge beinahe aus dem Kopfe geſchlagen hätte; ich flehte und jammerte in allen nur erdenklichen Tönen und Variationen, daß man mir die Thür öffnen möchte. Meine rührendſten Worte vermochten jedoch keinen Eindruck zu machen, man hörte mich an, man antwortete mir ſogar, man wollte mir aber durchaus nicht öffnen ... O, dieſes junge Mädchen läßt ſich nicht ſo leicht überrumpeln; ſie iſt auf ihrer Hut, wie Jemand, der die ihm drohende Gefahr vollkommen kennt. Mit einem Worte, ſie hat von allen den Unfällen, die mir zugeſtoßen ſeyn ſollten, auch nicht Einen geglaubt; wenn ich

Digitized by Google

nicht irre, ſo hat ſie ſogar über mich gelacht; in meiner Verzweiflung verfügte ich mich ſodann zu der blonden Zephirine; dieſe geſtattete mir den Eintritt in ihr Zimmer, weil ſie noch an Verſtauchungen und Augenleiden glaubt; mit dieſer habe ich nun ſehr intime Verhandlungen gehabt, den Grundſatz befolgend, daß man mit Commißbrot vorlieb nehmen muß, wenn es an Weißbrot fehlt.«

»Mein theurer Alexander, Du haſt mir eine Centnerlaſt von der Bruſt genommen und ich athme wieder freier. Wenn Du wüßteſt, wie unglücklich ich mich gefühlt habe! Unwillkürlich, mit widerſtrebendem Herzen, ohne jemals horchen zu wollen, höre ich jedes Geräuſch, das auf der Treppe vorkömmt. Geſtern Abend glaubte ich die Treppe hinaufſteigen zu hören, ich war meiner Sache jedoch nicht ſicher. Der Zweifel ließ mich aber die ganze Nacht kein Auge ſchließen; mit Tagesanbruch ſtand ich auf; ich würde an deine Thür geklopft haben, um zu ſehen, ob Du ebenfalls bereits das Bett verlaſſen hätteſt, als ich Jemanden die Stiege herabkommen hörte ... Eiferſucht und Ungewißheit folterten mich in der unerträglichſten Weiſe ... O vergib mir, Alexander, vergib mir, Du weißt nicht, wie weh das thut!«

»Weißt Du wohl, Gaſton, daß Du mich auf die Meinung bringſt, Dich für ganz ernſtlich verliebt halten zu müſſen? hat Dir's alſo das junge Mädchen wirklich ernſtlich angethan?«

»Ob ich ſie liebe! Ach mein Freund, es iſt mehr als Leidenſchaft, es iſt Wahnſinn! Zuerſt habe ich ihren Reizen blos eine gewöhnliche Huldigung widerfahren laſſen; dieſe Huldigung iſt aber zur tief wurzelnden Empfindung geworden, die mir keine Ruhe mehr läßt. . . . Das Bild des jungen Mädchens ſchwebt mir unabläſſig vor den Augen und verfolgt

Digitized by Google

mich, wohin ich mich auch begebe und wende; ich kann nicht mehr arbeiten, ich vernachläſſige das Stück, das ich unter der Feder habe, ich vernachläſſige Alles . . . und wenn es mir nicht gelingt, ihre Liebe zu gewinnen . . . dann weiß ich nicht mehr, was ich beginnen ſoll!«

»Teufel, Teufel! die Sache iſt ja viel ernſter, als ich geglaubt habe; das iſt nicht die Manier, in der man ein Verhältniß anſpinnen und fortführen ſoll . . . da ſieht man nun, was es für ein Bewandtniß mit den ordentlichen jungen Leuten hat, die ſich nie die kleinſte Abſchweifung vom rechten Wege erlauben wollen; ſie ſind immer der Gefahr ausgeſetzt, gefährlichere Albernheiten zu begehen, als wir Andern, die man als lockere Vögel und Taugenichtſe zu bezeichnen pflegt. . . . Wir nehmen von der Liebe nur das Angenehme; was aber das Capitel der Seufzer, der Eiferſucht, der Verzweiflung anbelangt . . . ſchönen Dank, dergleichen können wir nicht brauchen; wir überlaſſen das den Anfängern oder den Exaltirten, welche es mit der Liebe noch halten, wie in den Zeiten des raſenden Rolands oder des zärtlichen Amadis. . . . Kurz, Gaſton, Du haſt noch romantiſche Ideen und ein ganz neues Herz; darum machſt du aus dieſer Liebelei eine ernſte Geſchichte, anſtatt ſie leicht und obenhin zu nehmen! Dieſe hübſche Felicie könnte aus Dir machen, was ihr nur immer belieben würde, falls ihr die Laune dazu kommen ſollte! . . . Ich wette, daß Du im Stande wäreſt, ſie zu heirathen, falls ſie nur unter dieſer Bedingung ſich herbeilaſſen würde, deine Liebe erwiedern zu wollen.«

»Sie heirathen! damit wäre mein liebſter, höchſter Wunſch erfüllt, damit würde mir das Paradies auf Erden erſchloſſen werden . . . Sie als meine Frau zu beſitzen! Das

Digitized by Google

Bewußtſeyn zu haben, allein im Recht auf ihre Liebe zu ſeyn! Der Gedanke allein berauſcht mich, verſetzt mich in Verzückung.«

»Na, na, faſſe Dich und nimm mir nicht gleich das Gebiß zwiſchen die Zähne . . . die Liebe hat Dir wahrhaftig den Kopf ganz und gar verdreht. Komm' zu Dir, Gaſton, denke ein bischen nach. . . . Du kennſt ja das junge Mädchen gar nicht und willſt ſie zu deiner Frau machen? Du weißt nichts von ihrer Familie, weißt nicht einmal ihren Namen, denn Felicie iſt ja keine ausreichende Bezeichnung . . . von wo iſt ſie gekommen, was macht ſie, was für Exiſtenzmittel hat ſie? Alles das weißt Du ja nicht . . . ſie hüllt ſich in ein Geheimniß, das nicht natürlich iſt . . . ſie umgeht alle Fragen, die man in dieſer Hinſicht an ſie richtet. . . . Sie hat uns eine Geſchichte von einer Tante erzählt, die in der Dauphiné gewohnt haben ſoll und bei der ſie mehr als ſechs Jahre zugebracht haben will und . . . von der ſie ganz allein nach Paris gekommen iſt.«

»Die Tante war ja geſtorben.«

»Das weiß ich . . . Sie hat aber jedenfalls von dieſer Tante geerbt, da dieſe wohlhabend war, ein ſchönes Landhaus beſaß und eine Magd zu ihrer Bedienung hielt.«

»Zu all' dem braucht man in jenen Gegenden kein ſonderliches Vermögen.«

»Sie hat uns weder den Namen dieſer Tante, noch den ihres Vaters genannt. . . . Sie ſpricht ſich über nichts aus und theilt auch nichts über ihre Lebensſtellung und über das mit, was ſie zu thun und zu ſchaffen im Stande iſt. Noch einmal ſage ich Dir, mein lieber Gaſton, daß man ſich um all' das ſehr wenig kümmert, ſo lange es ſich um ein bloßes Liebesverhältniß handelt, um eine vorübergehende Bekannt-

Digitized by Google

ſchaft; ſobald aber vom Heirathen, von einer Frau die Rede iſt, gewinnt die Sache eine andere Wendung. Einer Perſon, die irgend ein Geheimniß für uns hat, kann man weder ſeinen Namen leichthin geben, noch ihr ſeine Ehre, Ruhe und Zukunft anvertrauen; um ſo zu handeln, müßte man albern oder thöricht ſeyn, Du biſt aber keines von beiden. . . . Ich habe geſprochen und ſchmeichle mir, daß Cato ſelbſt nicht weiſer zu ſprechen im Stande geweſen ſeyn würde.«

»Mein Gott, lieber Alexander, mich will bedünken, daß ja von einer Heirath zwiſchen mir und Fräulein Felicie noch gar nicht die Rede iſt; erſt müßte ich ja ihre Liebe gewonnen haben.«

»Höre mich an, Gaſton; da Du das junge Mädchen wirklich ernſtlich liebſt, ſo erkläre ich Dir hiermit feierlichſt, daß ich von dieſem Augenblicke an aufgehört habe, dein Rival zu ſeyn und Fräulein Felicie nicht mehr den Hof machen werde.«

»Wirklich, Du könnteſt mir in der That dieſes Opfer bringen? . . . Ach, mein theurer Freund!«

»Wenn Du mich allenfalls neuerdings in deinen Armen zu erſticken gedenkſt, ſo nehme ich mein Wort zurück. . . . Du lieber Himmel, im Grunde biſt Du mir nicht ſo vielen Dank ſchuldig, als Du meinſt . . . meine Handlung iſt nicht ſehr verdienſtlich, da ich zu glauben beginne, daß ich der Kleinen nicht ſonderlich zuſage und mich vergeblich um ſie bemühe. Ich kann Dir noch mehr ſagen, denn ich habe in derlei Dingen viel Erfahrung und kenne mich aus. . . . Ich glaube daher behaupten zu können, daß Du es biſt, welcher der hübſchen Brünette gefällt.«

»Ich! Du glaubſt, daß ich ihr gefalle . . . daß ich

Digitized by Google

ſey, den ſie liebt! Welches Glück! Ach, Alexander, ich bin ganz unausſprechlich glücklich!«

»Potz tauſend, laß mich los! Der Menſch hat den Teufel im Leib . . . Man kann ihm durchaus nichts ſagen . . . Alles entzückt ihn, Alles bringt ihn außer Faſſung.«

»Ich werde ruhig ſeyn, Alexander; fahre jedoch fort, ich bitte Dich darum . . . Du haſt alſo geſehen . . . Du haſt alſo etwas bemerkt, woraus Du ſchließen zu können glaubſt, daß unſere Nachbarin mir einen Vorzug ſchenkt? O ſage mir, was Dir aufgefallen iſt! Ich werde Dich mit unausſprechlichem Vergnügen anhören.«

»Wirſt Du aber ruhig bleiben und mich nicht mehr halb todt drücken?«

»Ich werde mich nicht von der Stelle rühren.«

»Wohlan! Ich habe jene kleinen Nichtigkeiten beobachtet, die an ſich eigentlich keine Bedeutung haben, aber für einen Kenner des weiblichen Geſchlechtes ſehr viel ſagen wollen. Ein Blick, ein Wort, die Art und Weiſe, in der man ſich mit der Rede an Jemanden wendet . . . in all' dem zeigt ſich der Vorzug, der ein weibliches Weſen Jemanden ſchenkt . . . Im Allgemeinen wiſſen Frauen überhaupt ſehr viele Dinge, aber nur das Geheimniß ihres Herzens nicht zu verhehlen . . . Sie halten ſich für ſehr ſchlau und verrathen ſich doch gerade in dieſer Beziehung faſt immer, indem ſie entweder zu viel Feuer zeigen, oder eine durch nichts gerechtfertigte Kälte und Abneigung beurkunden . . . Die kleine Nachbarin hat Dich zwei- bis dreimal in einer Weiſe angeſehen, mit der Frauen nur Denjenigen anzublicken pflegen, der ihnen zuſagt . . .«

»O welche Wonne, welche . . .«

»Du haſt verſprochen, Dich ruhig zu halten. Du haſt alſo, wie bereits geſagt, ſehr viele Chancen, dein Glück bei

Digitized by Google

ihr zu machen. Ich wiederhole Dir, daß ich ihr nicht mehr den Hof machen werde; was Collinet betrifft, so ist das ein Junge, der sich in seiner Galanterie nie über eine Ausgabe von zwei Sous für Kuchen oder ein Packet Zündhölzchen versteigen wird . . . Dieser Umstand ist im Verein mit deinen materiellen Eigenschaften vollkommen geeignet, Dich zu ermuthigen. Wenn ich aber auf die Eroberung dieses wirklich sehr reizenden jungen Mädchens verzichte, so thue ich es nur, um Dir zu beweisen, daß ich wirklich dein Freund bin; als solcher habe ich aber auch das Recht, Dir gute Rathschläge zu geben; ferner darf ich auch die Hoffnung hegen, daß Du auf meine Worte hören wirst . . . Du wirst sie vielleicht nicht befolgen, jedenfalls aber wirst Du mir Gehör schenken.«

»Ja, lieber Alexander, ja, ich werde Dich anhören, ich werde deine Rathschläge befolgen . . . Wenn Du zum Beispiele jetzt . . .«

»Ach, mein theurer Freund, jetzt, in diesem Augenblicke kann ich bei aller Freundschaft, die ich für Dich hege, dem Bedürfniß zu schlafen nicht widerstehen, gegen das ich ankämpfe, seitdem wir hier stehen und mit einander plaudern . . . Man ist zuletzt nicht von Eisen und darum will ich mich auch jetzt niederlegen.«

Alexander ging in sein Zimmer. Gaston zögerte noch einen Augenblick, entschloß sich aber sodann, dem Beispiele seines Freundes nachzukommen; er war die ganze Nacht hindurch von Unruhe und Eifersucht gepeinigt gewesen, hatte kein Auge geschlossen und bedurfte des Schlafes. Jetzt, da er der Furcht enthoben ist, daß Alexander seine Versuche bei Felicie erneuern würde, kann er sich süßer Ruhe erfreuen; seine Träume werden rosenfarb werden, weil man ihm gesagt hat,

Digitized by Google

daß er seiner liebenswürdigen Nachbarin nicht gleichgiltig ist, was er herzlich gern glauben will.

Es ist mittlerweile neun Uhr Morgens geworden. Ein junges Mädchen, das ein hübsches Häubchen in einer sehr decenten Weise auf dem bereits allerliebst frisirten Köpfchen trägt, steigt leichten Schrittes die Treppe hinauf, nachdem sie zuvor der Madame Ador, der Hausmeisterin, freundlich zugenickt hat; Madame Ador gibt sich in diesem Augenblick den Anschein, als wenn sie vor der Hausthüre das Trottoir rein fegen wollte, streckt aber den Kopf neugierig vor, um sich von der Natur der Eßwaaren zu überzeugen, welche das Fräulein vom fünften Stocke in ihrem Korbe trägt. Allem Anschein nach müssen diese Eßwaaren durchaus nicht gemeiner Art seyn, da Madame Ador sich einer Geberde voll Verwunderung nicht enthalten kann und vor sich hin murmelt:

»Potz tausend, das junge Miethfräulein hält was auf eine gute Kost! Sie hat ein wunderschönes Huhn in ihrem Korbe und ganz ausgesucht vortreffliche Trauben, so schön, wie sie nur aus Fontainebleau gebracht werden; sie muß wohl mehr als fünfzehn Sous den Tag über verdienen, um sich so ernähren zu können.«

Es war in der That Fräulein Felicie, die bereits ihre kleinen Einkäufe gemacht hatte und sich nun beeilte, die Treppe hinaufzusteigen, wobei sie sich schmeichelte, Niemanden begegnen zu dürfen; als sie aber in den zweiten Stock kam und eben an der Thüre des Doctors vorübergehen wollte, wurde diese Thüre geöffnet; der Doctor trat mit dem geschäftigen Wesen eines Arztes heraus, der bei der Menge seiner Kranken nicht weiß, welchen Patienten er zuerst besuchen soll.

Der Doctor und Felicie stehen einander gegenüber. Das junge Mädchen erblaßt, schlägt die Augen nieder und will

Digitized by Google

vorübergehen; derjenige aber, den ſie fliehen zu wollen ſcheint, hat ſie erkannt, er läßt einen Ausruf der Verwunderung hören und ſagt:

»Ich irre mich nicht! . . . Ich habe wirklich das Vergnügen, Fräulein Erneſtine Danglade vor mir zu ſehen . . . Ach, was Sie groß und ſtark geworden ſind, ſeitdem ich Sie nicht geſehen habe . . . Ihre hübſchen Züge ſind ſich aber doch gleich geblieben und ich habe Sie ſofort erkannt.«

Während der Doctor ſpricht, hat Felicie mehremal die Farbe gewechſelt; Sie ſcheint wie auf Kohlen zu ſtehen und ſieht ſich nach allen Seiten um, um ſich zu überzeugen, daß Niemand die zu ihr geſprochenen Worte gehört hat; Sie antwortet endlich in großer Verlegenheit:

»Ja, mein Herr, ja, ich bin es . . . ich wünſchte jedoch nicht . . .

»Ach, Sie tragen ein Körbchen voll Eßwaaren; wohnen Sie vielleicht hier im Hauſe und habe ich etwa, ohne mir deſſen bewußt geweſen zu ſeyn, das Glück Ihrer Nachbarſchaft beſeſſen?«

»Herr Doctor, ich wohne in der That in dieſem Hauſe . . . aber . . . Herr Doctor, Sie ſind ein Freund meines Vaters geweſen; in ſeinem Namen beſchwöre ich Sie, mir eine Bitte zu gewähren.«

»Mein Kind, Sie können deren Erfüllung im Vorhinein verſichert ſeyn . . . Ich fühle mich überglücklich, Ihnen in etwas nützlich ſeyn zu können . . . der gute Danglade . . . Ich war gewiß ſein Freund . . . hätte er gelebt, wie ich es ihm vorgeſchrieben habe . . . Er wollte jedoch nichts von Diät wiſſen, obwohl ich ihm die beſten Rathſchläge gab . . . Nach ſeinem Tode erfuhr ich, daß Sie in die Gegend von Grenoble gegangen ſeyen, um bei einer Tante zu wohnen, die allein

wohnt und Sie in ihren Schutz nehmen wollte . . . Einen beſſern Entſchluß konnten Sie nicht faſſen, denn Sie waren noch ſo jung, Sie waren kaum ſechzehn Jahre alt und in dieſem Alter kann man noch nicht allein bleiben . . . Jetzt aber . . .«

»Herr Doctor, Ich habe Sie um Folgendes zu bitten: Sprechen Sie mit Niemanden von mir, nennen Sie meinen Namen nicht; ſagen Sie Niemanden, daß ich im Hauſe wohne . . . Ich habe meine Gründe . . . ſehr ſtichhältige Gründe, das dürfen Sie mir glauben . . . Ich muß zurückgezogen leben . . . man darf nicht wiſſen . . . daß ich in Paris bin.«

Der Doctor iſt ſehr ernſt und nachdenklich geworden, er betrachtet das junge Mädchen einige Augenblicke und antwortet endlich mit vielem Nachdrucke.

»Fräulein, ich werde thun, wie Sie wünſchen . . . Was immer für Beweggründe Sie auch haben mögen, ſich vor Ihren Freunden — und Sie haben Freunde — zu verbergen . . . ſo werde ich dieſelben nicht zu ermitteln ſuchen, werde Ihr Geheimniß achten . . . da ich von Ihnen, mein Fräulein, nichts Tadelnswerthes vorausſetzen kann; ſollte es der Zufall jedoch fügen, daß Sie eines Tages eines ärztlichen oder ſonſtigen Rathes von mir bedürften, ſo bitte ich Sie, ſich zu erinnern, daß ich der Freund Ihres Vaters war und mich glücklich ſchätzen werde, wenn Sie mich auch als den Ihrigen betrachten wollen. Adieu, Fräulein!«

Der Doctor machte dem jungen Mädchen eine tiefe Verbeugung und beeilte ſich die Treppe hinabzugehen.

Felicie ſtieg hinauf und ſprach vor ſich hin:

»Doctor Urtuby wohnt alſo jetzt in dieſem Hauſe . . . Ich erinnere mich in der That, daß mir der Hausmeiſter, als

Digitized by Google

ich die Wohnung miethete, geſagt hat, daß im zweiten Stocke ein Arzt wohne, deſſen Namen ſo ſeltſam ſey, daß er ſich deſſen nie entſinnen könne. Ich fragte nicht weiter darnach. Wie hätte ich auch denken ſollen, daß gerade der Doctor, der meinen Vater gekannt, hier wohnen ſollte . . . Herr Urtuby iſt jedoch ein Mann von Ehre . . . Aerzte und Beichtväter werden ja immer miteeinander verglichen . . . Er wird mein Geheimniß achten. Du lieber Gott, warum muß ich denn ein Geheimniß haben, vor deſſen Mittheilung ich zittern muß! Welche Exiſtenz! Immer zur Verheimlichung ſeines Namens, des väterlichen Namens gezwungen ſeyn zu müſſen . . .! Es iſt entſetzlich! . . . Und doch kann ich nicht anders, wenn ich ein noch viel furchtbareres Unglück verhüten will!«

Felicie gelangt ohne weitere Begegnung in ihr Zimmer, woſelbſt ſie ſich einſchließt, auf einen Stuhl niederſinken läßt und ihren Reflexionen nachhängt.

Kaum hat jedoch das junge Mädchen ihre Thür geſchloſſen, als die des Doctors Urtuby raſch geöffnet wird und ſeine Köchin den Kopf vorſichtig durch die Spalte ſteckt, behutſam nach allen Seiten umherblickt, dann aber eiligſt die Treppe hinabſteigt, um ſich zu der Hausmeiſterin zu begeben, bei der ſie außer Athem anlangt und ihr zuruft:

»Ich weiß was Neues . . . Ich bin hinter das Geheimniß gekommen . . . Ich dachte mir gleich, daß es nicht mit rechten Dinge zugehen würde . . . daß ſie nicht das ſey, wofür ſie ſich ausgegeben . . . Ich täuſche mich nie . . . ich errathe alles , . . Ach, das wird jetzt eine Unterhaltung werden!«

Während die muthwillige Bonne dergeſtalt ihrer Zunge die Zügel ſchießen läßt, machen Mamſell Amanda und Mamſell Adelheid, die dicke Köchin des Chinaſilber-Fabrikan-

Digitized by Google

ten, die ſich eben bei der Hausmeiſterin befand, große Augen und ſind vergeblich bemüht von der Redeflut der Mamſell Marie Einiges zu verſtehen. Mamſell Amanda benützt endlich einen Augenblick, in welchem die Köchin des Doctors innehalten muß, um Athem zu ſchöpfen, und ruft aus:

»Wiſſen Sie wohl, daß wir von allem dem kein Sterbenswörtchen verſtanden haben? . . . Von wem ſprechen Sie den eigentlich?«

»Habe ich Ihnen denn das nicht ſchon geſagt?«

»Durchaus nicht.«

»Und Sie haben auch nicht errathen, daß ich von Fräulein Felicie, von der Schönheit vom fünften Stocke geſprochen habe?«

»Ach, von der iſt die Rede?«

»Nun freilich, von wem denn ſonſt?«

»Ach! ſo ſprechen Sie doch, ſagen Sie uns Alles was Sie wiſſen . . .«

»Einmal kennt mein Herr, der Doctor, den Zieraffen . . .«

»Wer hat Ihnen das geſagt?«

»Man hat es mir nicht geſagt, ich habe aber gehört, was auf dem Vorplatz geſprochen wurde. Der Herr Doctor wollte eben ausgehen. Ich fragte mich: mit wem hat er denn da draußen zu discuriren? da ich dieſes nicht wußte, ſo mußte ich natürlich ein wenig horchen.«

»Daran haben Sie wohl gethan.«

»Leider hatten ſie ſchon einige Zeit miteinander geſprochen . . . Ich konnte nicht mehr viel hören . . . Ich vernahm nur, wie mein Herr zu der Salatſtaude ſagte . . .«

»Was, Sie nennen meine Miethpartei eine Salatſtaude?«

Digitized by Google

»Ja wohl, ich nenne alle Perſonen ſo, die mir mißfallen, weil ich den Salat nicht leiden kann.«

»Aber kommen Sie doch zu Ende, Mamſell Marie . . . Meine Tante muß aber gerade in dem intereſſanteſten Momente unterbrechen!«

»Ich will nicht, daß man meine Miethparteien Salatſtaude nennt! Das iſt unhöflich! Was würden Sie denn ſagen, wenn ich Ihren Doctor gelbe Rübe heißen würde? Würden Sie das höflich finden? Sagen Sie einmal!«

»Ach Gott, was Sie für Weſens wegen eines Wortes machen! Sie haben gar keinen Grund ſich zu erzürnen! Meinetwegen will ich Ihre Miethpartei Prinzeſſin nennen. Kurz, mein Herr ſagte zu ihr: Fräulein, ich werde thun, was Sie wünſchen . . . obwohl es mir ſehr rügenswerth erſcheint . . . Das kann mich übrigens nicht beſtimmen, weil ich mit Ihrem armen ſeligen Vater auf einem ſehr gutem Fuße geſtanden bin und Sie ſich eines Tages ſehr glücklich ſchätzen werden, mich wieder zu finden, weil Sie meiner bedürfen werden . . . In ſolcher Weiſe ſprach er weiter und dann ſagte er: Jetzt wünſche ich Ihnen einen guten Morgen; hierauf machte er eine Verbeugung und alsdann . . . alsdann iſt die Prinzeſſin in ihren fünften Stock hinaufgeſtiegen und ich hörte ſie ſtöhnen und ſeufzen und zu ſich ſelbſt ſagen: Ach, was das doch für ein Unglück iſt, daß ich eine ſolche Verbrecherin bin!«

»Das hätte ſie wirklich geſagt?«

»Sie hat vielleicht gerade nicht denſelben Ausdruck gebraucht, es lief aber auf's ſelbe hinaus.«

»Und das iſt alles was Sie wiſſen? Das will eben noch nicht viel ſagen!«

Digitized by Google

»Sie haben ſich ein Anſehen gegeben, als wenn Sie Gott weiß was für Geheimniſſe wüßten!«

»So, Sie finden, daß das nichts iſt, wenn ein vermeintlich ſo ehrbares Mädchen ſträfliche Dinge begeht und den Herrn Doctor bittet, nichts davon zu erzählen! . . . übrigens werde ich bald noch mehr wiſſen; da ich einmal dahinter gekommen bin, daß mein Herr die Mamſell ſchon lange kennt, ſo werde ich darüber mit ihm ſprechen und er wird mir Rede ſtehen müſſen.«

»Sie glauben, daß Ihr Herr Ihnen ſagen wird, was er über Fräulein Felicie weiß?«

»Ich bin deſſen ſicher; vor mir hat er keine Geheimniſſe.«

»Ach dann iſt es freilich etwas Anderes!«

»Wovon wird denn hier geſprochen?« fragte Mamſell Zephyrine, indem ſie den Kopf in das Zimmer der Hausmeiſterin ſteckte.

»Kommen Sie nur herein, ſchöne Blondine; Sie ſind durchaus nicht überflüſſig hier!«

So rief die dicke Adelheid, während Mamſell Marie ein Mäulchen macht, da ſie noch auf geſpanntem Fuße mit ihrer Freundin iſt.

»Es wird von der Mamſell vom fünften Stocke geſprochen. Mariens Herr, der Doctor Urtuby, kennt ſie wie es ſcheint, ſehr genau; er hat ihr geſagt, daß ſie ſträfliche Dinge begehe und daß er, wenn er nicht ehemals der Freund ihres unglücklichen Vaters geweſen wäre, ſie leicht unglücklich machen und für das, was ſie iſt, bekannt geben könnte, daß er aber gerade aus dieſem Grunde nichts ſagen wolle.«

»Ach Du lieber Himmel, wir haben alſo Recht gehabt als wir ſagten, daß das Benehmen dieſes jungen Mädchens

Digitized by Google

etwas Verdächtiges habe . . . Sie iſt vielleicht gar eine Falſchmünzerin!«

»O, das habe ich nicht geſagt,« rief Marie, »mein Herr kann ja nicht der Freund einer Falſchmünzerin ſeyn . . . Sie müſſen mir nicht unrichtige Worte in den Mund legen.«

»Sie haben aber doch geſagt, daß ſie verbrecheriſche Dinge begehe und ſich ſelbſt anklage.«

Nun ließ ſich die Hausmeiſterin vernehmen.

»Ich,« ſagte ſie, »ich klage meine liebe Miethpartei nicht an . . . Ich halte ſie gar nicht für fähig etwas Unwürdiges zu begehen . . . Ich muß jedoch zugeben, daß ſie, obwohl ſie im fünften Stocke wohnt, ſich doch nährt, als wenn ſie im erſten Stocke wohnen würde; heute Früh hatte ſie ein prachtvolles Repphuhn im Korbe und Trauben dabei, daß einem der Mund voll Waſſer lief . . .«

»Ein Repphuhn! Ach du meine Güte, die ſind jetzt gar nicht zu bezahlen . . . Madame hat mir geſagt, ich ſolle ihr für den Mittag welche braten . . . ſie ſind aber zu theuer . . . man verlangt vier Francs für das Stück; nun kömmt noch das Zubehör; ne, ſo theuere Schüſſeln gehören nicht auf unſern Tiſch! Sie muß ſchon mit gewöhnlichen Hühnern vorlieb nehmen!«

»Und die Trauben! Zwölf Sous das Pfund!«

»Das heißt die gewöhnlichen! Was recht ſchöne ſind, die kann man nicht unter fünfzehn Sous haben und das nicht immer.«

»Und das Fräulein kann ſich mit ſo guten Biſſen regaliren? Auf keinen Fall kann ſie es für den Ertrag ihrer Arbeit, denn ich habe mir ſagen laſſen, daß ſie eigentlich gar nichts thut.«

»Und wenn ſie auch arbeiten würde! Bringt die Arbeit

Digitized by Google

eines Mädchens genug ein, um Rephühner dafür anſchaffen zu können? Gelbe Rüben vielleicht und die nicht immer!«

»Wir werden hoffentlich noch Weiteres hören, da doch Doctor Urtuby das Fräulein vom Grunde aus kennt ... Marie hat uns geſagt, daß ſie aus ihrem Herrn Alles herauszulocken wüßte.«

»Einen ſolchen Ausdruck habe ich nicht gebraucht ... Dieſe Adelheid führt eine Sprache, als wenn ſie ein Auſternweib wäre.«

»Na, vielleicht wird man noch durch die Blume ſprechen müſſen, wenn die Rede auf den Doctor Haarbeutel kömmt ... Macht er mir doch ohnehin den Kopf ganz voll mit ſeinem ewigen Geſidel ... Curioſer Arzt das, der ſeine Kranken angeigt!«

»Zankt nicht; ich möchte etwas ganz Anderes; ich wünſchte, daß die jungen Leute vom vierten Stock wüßten, was ſie von ihrer Nachbarin zu halten haben; das würde ihre Glut abkühlen.«

»Ich glaube,« ſagte Mamſell Zephyrine kokettirend, »daß dies bereits der Fall iſt ... Ich möchte wetten, daß wenigſtens Herr Alexander jetzt nicht mehr an die Kleine denkt.«

»Glauben Sie?« ſagte Mamſell Amanda. »Dann denkt er wahrſcheinlich an eine Andere ... Ach, Du lieber Himmel, Mamſell Zephyrine, was Sie heute für Kreiſe um die Augen haben! Man ſollte meinen, daß Sie die ganze Nacht nicht geſchlafen haben, ſo abgeſchlagen ſehen Sie aus.«

»Ich? Finden Sie wirklich? Das wundert mich ... denn ... denn ich habe die ganze Nacht geſchlafen, ohne auch nur ein einziges Mal aufzuwachen.«

Digitized by Google

»Ich weiß nicht,« ſagte eine dicke Köchin, »was es auf meinem Vorplatze gegeben hat; jedenfalls aber iſt es ſehr geräuſchvoll zugegangen. Man pochte an die Thüren, man plauderte; haben Sie den Lärm nicht auch gehört, ſchöne Blondine?«

»Ich habe gar nichts gehört . . . Meine Gebieterin muß aber ſchon wach ſeyn und ich muß an ihr Frühſtück denken.«

»Da können Sie wohl ſo gut ſeyn, Mamſell Zephyrine, und ihr gleich dies hier übergeben.«

»Was ſind denn das für Papiere?«

»Geſtempelte wie immer. Ihre Mamſell Cypriane muß ſich ja darin gut auskennen; ſie bekömmt ihrer ja genug. Der Gerichtsdiener, der dieſe gebracht hat, ſagte, es müſſe entweder binnen vierundzwanzig Stunden gezahlt werden oder man würde bei Ihrer Gebieterin pfänden.«

»Was die Leute doch langweilig ſind! . . . Sie können uns ja gar nicht pfänden, da die Wohnung auf den Namen der Madame Patinoſky genommen iſt . . .«

»Das habe ich ihnen auch geſagt und ſie haben mir darauf geantwortet: »Das Lied kennen wir ſchon, das iſt eine alte Geſchichte . . . Na, ich ſage nur wieder, wie es mir geſagt worden; ſie meinten, Ihre Gebieterin müſſe Mittel ſchaffen, ſonſt . . .«

»Meine Gebieterin! wiſſen Sie wohl, was die mir ſagen wird, wenn ich ihr die Papiere hinlegen werde? . . . Wie gewöhnlich wird ſie mir zurufen: Gleich wirf das Alles ins Feuer! . . . Ich thue, wie ſich von ſelbſt verſteht, was ſie mir ſagt, da mich das zuletzt nichts angeht . . . Es iſt aber ſchon halb eilf Uhr, ich muß gehen, Adieu!«

Digitized by Google

»Ich muß auch gehen ... Ich bin noch nicht fertig mit meiner Arbeit.«

»Und ich habe noch gar nicht angefangen.«

Die Mägde verlassen die Hausmeisterwohnung; diese bleibt mit ihrer Nichte allein zurück und sagt:

»Weißt Du, was mich ärgert? Daß die Wohnung der Tänzerin durchaus nicht auf den Namen der Madame Pati ... Patousky ... genommen ist. Herr Mouton hat immer auf die Quittungen den Namen des Fräuleins Cypriane geschrieben, den ich ihm bei der Uebernahme der Wohnung gesagt habe.«

»Das hat sie ja auf ihren Quittungen sehen müssen.«

»Pah! Sie wird mit diesen Papieren dasselbe gemacht haben, was sie mit denen macht, die der Gerichtsdiener bringt.«

»Wissen Sie was, Tante? Die Tänzerin kann vielleicht gar nicht lesen ... dergleichen ist bei Schauspielerinnen schon vorgekommen und darf daher bei Tänzerinnen um so weniger Wunder nehmen.«

Ende des ersten Theiles.